

DER FELS

Papst Franziskus:

Mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen

227

Prof. Dr. Marius Reiser:

Es gibt keine andere Hoffnung für die Menschen als die Christliche

230

S. M. Thekla Hofer:

Pierre Fourier – Patron der christlichen Hoffnung

239

Katholisches Wort in die Zeit

56. Jahr August/September 2025



INHALT

Papst Franziskus:

Mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen227

Pastoralreferent Alfons Zimmer:

Entschlafung und Himmelfahrt229

Prof. Dr. Marius Reiser:

Es gibt keine andere Hoffnung für die Menschen als die Christliche230

Sr. M. Thekla Hofer:

Pierre Fourier – Patron der christlichen Hoffnung239

P. Johannes Nebel FSO:

Der heilige Barnabas – urchristlicher Vordenker aus gläubiger Hoffnung ...244

Pfr. Wolfgang Tschuschke:

„Ausharren in Geduld“246

Diakon Raymund Fobes:

Tage der Hoffnung und Begegnung ..256

Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Pater Eduard Profittlich261

Pastoralreferent Alfons Zimmer:

Die Weltfriedenskirche in Hiroshima262

Tobias Lehner:

Blutige Anschläge in Nigeria und Syrien264

Nachrichten von

Pater Mathias Brand msp266

Auf dem Prüfstand268

Impressum „Der Fels“ August/Sept. 2025 Seite 271
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Krönung der Jungfrau Maria

Sandro Botticelli (1445–1510)
1488-1490, Tempera on panel

Public Domain; commons.wikimedia

Foto- und Quellennachweise: Seite 269

Liebe Leser,

der moderne Mensch will grenzenlose Freiheit. Er schafft das aber nicht, weil er in zwei Welten lebt. Er lebt in der Welt Gottes und in der Welt seines Widersachers. Gott will die Freiheit für den Menschen, wenn er bereit ist, umzudenken und sich am Evangelium auszurichten.

Der Widersacher Gottes gaukelt dem Menschen vor, dass er das nicht braucht. Das ist eine pure Täuschung. Der Mensch braucht kein Vergrößerungsglas, um festzustellen, dass er vom Neid beherrscht wird, dass ihn der Zorn überwindet und er deswegen viel Porzellan zerschlägt, aber keine innere Ruhe findet, dass er, wie Jesus sagt, Ehebruch in Gedanken begeht, das rechte Maß nicht einhält und Faulheit seine Träume gegenstandslos macht. Die Kirche bezeichnet diese sieben Negativeigenschaften als „Hauptünden“.

Der Gegenspieler Gottes arbeitet mit vielen falschen Propheten, welche den breiten Weg, der ins Verderben führt, ebnen. Es gibt auch solche, die sich der Wahrheit öffnen. Sie erinnern sich an das Wort des Apostels Petrus: „... seid nüchtern und wachsam, euer Widersacher, der Teufel, geht umher, wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen könne“ (1, Petrus 5,8).

In früheren Zeiten wurde am Ende der heiligen Messe an den Gegenspieler Gottes erinnert. Es

war das Gebet zum Erzengel Michael, dem Schutzherrn der Deutschen. Der Namensvorgänger des jetzigen Papstes, Leo XIII. hat es in schwerer Zeit formuliert. Es hat folgenden Wortlaut:

„Heiliger St. Michael verteidige uns im Kampfe; gegen die Bosheit und die Nachstellungen des Teufels sei uns Schutzwehr! Ihm befehle Gott, so bitten wir flehentlich, Du aber, Fürst der himmlischen Heerschaaren, stoße den Satan und die anderen bösen Geister, die zum Verderben der Menschen in der Welt umherschweifen, in der Kraft Gottes hinunter in den Abgrund.“

Vielleicht sollten sich die Gläubigen und die Gemeinschaften der Kirche mit diesem Gebet zum Patron der Katholiken zusammenschließen, damit die katholische Kirche in Deutschland aus ihrer Bedrängnis gerettet wird.

*Mit den besten Grüßen
aus Kaufering*



*Ihr Hubert Gindert
und das Redaktionsteam*

Mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen

Maria begleitet uns im Kampf, in der Auferstehung und in der Hoffnung

Liebe Brüder und Schwestern,

im Schlussteil der Konstitution über die Kirche hat das Zweite Vatikanische Konzil uns eine wunderschöne Meditation über die Allerheiligste Jungfrau Maria hinterlassen. Ich erwähne nur die Aussagen, die sich auf das Geheimnis beziehen, das wir heute feiern. Die erste lautet: „Die unbefleckte Jungfrau, von jedem Makel der Erbsünde unversehrt bewahrt, [wurde] nach Vollendung des irdischen Lebenslaufs mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen und als Königin des Alls vom Herrn erhöht“ (Nr. 59). Und gegen Ende des Textes heißt es dann: „Wie die Mutter Jesu, im Himmel schon mit Leib und Seele verherrlicht, Bild und Anfang der in der kommenden Weltzeit zu vollendenden Kirche ist, so leuchtet sie auch hier auf Erden in der Zwischenzeit bis zur Ankunft des Tages des Herrn als Zeichen der sicheren Hoffnung und des Trostes dem wandernden Gottesvolk voran“ (Nr. 68). Im Licht dieser wunderschönen Ikone unserer Mutter können wir die Botschaft betrachten, die in den biblischen Lesungen enthalten ist, die wir eben gehört haben. Dabei können wir uns auf drei Schlüsselworte konzentrieren: Kampf, Auferstehung, Hoffnung.

Der Abschnitt aus der Offenbarung stellt die Vision eines Kampfes zwischen der Frau und dem Drachen vor Augen. Die Gestalt der Frau, die für die Kirche steht, ist einerseits herrlich, triumphierend, und andererseits liegt sie noch in Geburtswehen. So ist die Kirche tatsächlich: Auch wenn sie im Himmel schon an der Herrlichkeit ihres Herrn teilhat, erlebt sie in der Geschichte unablässig die Prüfungen und die Herausforderungen, die der

Konflikt zwischen Gott und dem Bösen – dem Feind von jeher – mit sich bringt. Und in diesem Kampf, dem die Jünger Jesu sich stellen müssen – wir alle, wir, alle Jünger Christi müssen diesen Kampf aufnehmen –, lässt Maria sie nicht allein; die Mutter Christi und der Kirche ist immer bei uns. Immer ist sie mit uns unterwegs, ist bei uns. In gewissem Sinne teilt auch Maria diesen zweifachen Zustand. Natürlich ist sie bereits ein für allemal in die Herrlichkeit des Himmels eingetreten. Doch das bedeutet nicht, dass sie fern, dass sie von uns getrennt ist; im Gegenteil, Maria begleitet uns, sie kämpft an unserer Seite, sie unter-

stützt die Christen im Kampf gegen die Kräfte des Bösen. Das Gebet mit Maria, besonders der Rosenkranz – aber hört gut zu: der Rosenkranz! Betet ihr den Rosenkranz jeden Tag? – [Die Leute rufen: Ja!] – Aber ich weiß nicht... Wirklich? Na gut. Das Gebet mit Maria, besonders der Rosenkranz, besitzt auch diese „kämpferische“ Dimension des Ringens; es ist ein Gebet, das in der Schlacht gegen den Bösen und seine Helfershelfer Unterstützung bietet. Auch der Rosenkranz unterstützt uns im Kampf!

Die zweite Lesung spricht uns von der Auferstehung. Der Apostel Pau-



lus betont in seinem Brief an die Korinther mit Nachdruck, dass Christsein bedeutet, daran zu glauben, dass Christus wirklich von den Toten auferstanden ist. Unser ganzer Glaube gründet sich auf diese fundamentale Wahrheit, die keine Idee, sondern ein Ereignis ist. Und auch das Geheimnis von der Aufnahme Marias in den Himmel mit Leib und Seele ist ganz in die Auferstehung Christi eingefügt. Die Menschheit der Mutter ist vom Sohn in dessen Übergang durch den Tod hindurch gleichsam „mit hineingezogen“ worden. Jesus ist ein für allemal ins ewige Leben eingegangen, mit seiner ganzen Menschheit – jener Menschheit, die er von Maria genommen hatte. So ist Maria, die Mutter, die ihm das ganze Leben hindurch treu gefolgt ist – ihm

mit dem Herzen gefolgt ist – mit ihm ins ewige Leben eingetreten, das wir auch Himmel, Paradies, Vaterhaus nennen.

Auch Maria hat das Martyrium des Kreuzes kennen gelernt: das Martyrium ihres Herzens, das Martyrium der Seele. Sie hat so sehr gelitten, in ihrem Herzen, als Jesus am Kreuz litt. Sie hat den Leidensweg ihres Sohnes in ihrem Innern bis zum Grund durchlebt. Im Tod war sie mit ihm völlig vereint, und darum wurde ihr das Geschenk der Auferstehung zuteil. Christus ist der Erste der Auferstandenen und Maria ist die Erste der Erlösten, die Erste von denen, „die zu ihm gehören“. Sie ist unsere Mutter, doch wir können auch sagen, sie ist unsere Repräsentantin; sie ist

unsere Schwester, unsere erste Schwester, sie ist die Erste der Erlösten, die im Himmel angekommen ist.

Das Evangelium schlägt uns das dritte Wort vor: Hoffnung. Hoffnung ist die Tugend dessen, der im Erleben des Konflikts, des täglichen Ringens zwischen Leben und Tod, zwischen Gut und Böse an die Auferstehung Christi, an den Sieg der Liebe glaubt. Wir haben den Gesang Marias gehört, das Magnificat: Es ist der Gesang der Hoffnung, es ist der Gesang des Gottesvolkes, das in der Geschichte unterwegs ist. Es ist der Gesang so vieler Heiliger, von denen einige bekannt, ganz viele andere unbekannt, Gott aber bestens bekannt sind: Mütter, Väter, Katecheten, Missionare, Priester, Schwestern, Jugendliche, sogar Kinder, Großväter und Großmütter: Diese haben sich dem Kampf des Lebens gestellt, indem sie die Hoffnung der Kleinen und der Demütigen im Herzen trugen. Maria sagt: „Meine Seele preist die Größe des Herrn“; das singt an diesem Tag auch die Kirche, und sie singt es in allen Teilen der Welt. Dieser Gesang ist besonders intensiv, wo der Leib Christi heute die Passion erleidet. Wo das Kreuz ist, da gibt es für uns Christen auch Hoffnung. Immer. Wenn keine Hoffnung da ist, sind wir keine Christen. Darum sage ich gerne: Lasst euch die Hoffnung nicht stehlen! Dass sie uns die Hoffnung nicht stehlen, denn diese Kraft ist eine Gnade, ein Geschenk Gottes, das uns voranbringt, indem wir auf den Himmel schauen! Und Maria ist immer dort, nahe bei den Gemeinschaften, die leiden, bei diesen unseren Brüdern und Schwestern, ist mit ihnen unterwegs, leidet mit ihnen und singt mit ihnen das Magnificat der Hoffnung.

Liebe Brüder und Schwestern, stimmen auch wir aus ganzem Herzen in diesen Gesang der Geduld und des Sieges, des Kampfes und der Freude ein – in diesen Gesang, der die triumphierende mit der wandernden Kirche, mit uns verbindet, der die Erde mit dem Himmel verbindet, der unsere Geschichte mit der Ewigkeit verbindet, zu der wir unterwegs sind. So sei es.

Predigt, 15.08.2013 – Copyright © Dicastero per la Comunicazione - L.E.V.



Entschlafung und Himmelfahrt

Ost-westliche Blicke auf das Festgeheimnis des 15. August

Die ältesten in Deutschland befindlichen Darstellungen des Marientodes und ihrer Aufnahme in den Himmel finden sich auf zwei Elfenbeintäfelchen. Beide stammen aus dem byzantinischen Kulturraum, beide hergestellt kurz vor dem Jahr 1000. Beide Kleinreliefs wurden eingefügt in Bucheinbände, eines in das Pracht-Evangeliar Ottos III., bayrische Staatsbibliothek München, eines, Museum August Kestner Hannover, im Spätmittelalter in einen Ledereinband.

Maria liegt auf ihrem Sterbebett im Kreis der Jünger. Der himmlische Christus in der Bildmitte hält liebevoll die Seele Mariens in seinen Händen. Die hat die Form eines Wickelkindes. Leiblos ist die von ihrem Sohn Empfangene und von einem Engel zum Himmel verbrachte nicht dargestellt. Verherrlichte Leibhaftigkeit darf assoziiert werden, auch Gotteskindschaft und Jung- und Neuwerden im Reich Christi. Quellen dieses Bildmotives sind alte Transitus-Mariae-Legenden, die im Hochmittelalter mit weiteren Erzählungen in die volkstümlich gewordene Goldene Legende aufgenommen wurden.

Die Ostkirche bezeichnet das Motiv als Koimesis, Entschlafung Mariens. Die lateinische Kirche sagt dazu Dormitio Mariae. Es ist die Festikone des 15. August (nach julianischem Kalender am 28. August), des höchsten orthodoxen Marienfestes. Auf gleicher Linie noch bleibt Conrad von Soest bei seinem Dortmunder Marienaltar um 1420. Engel und Apostel stehen vor goldenem Hintergrund der entschlafenden, mit kostbarem blauem Brokat bedeckten Gottesmutter im Sterben bei. Im arg beschnittenen Gemälde streckt sich ihr vom Himmel her Christi Hand entgegen.

Wiederum 100 Jahre später schafft in Venedig der junge Tizian mit seiner Assunta ganz Neues. Die Entschlafung ist gewandelt zur Aufnahme Mariens, volkstümlich zur „Himmelfahrt“ der Mutter Christi. In bewegtem rotem und blauem Gewand, begleitet von zahlreichen Engeln, schwebt Maria zwischen den erschrockenen Jüngern am leeren Grab unten gen Himmel zum Vatergott oben. Die Darstellung ist so neuartig, dass die Franziskaner in Venedig das bestellte, großformatige, 1518 fertiggestellte Bild zunächst ablehnen.

Das westkirchliche Mariä-Himmelfahrts-Bild ist geboren und tritt seinen Siegeszug an. 1549 malt in Venedig Tintoretto eine weitere Assunta. Bei ihm ist es Christus der Sohn, der die auffahrende Maria aufnimmt. Die Heiligenscheine des in starker Bewegung begriffenen Erlösers und seiner Mutter berühren sich in der himmlischen Welt. In den konfessionellen Auseinandersetzungen der Barockzeit wird das Maria-Himmelfahrt-Motiv zu einem wichtigen katholischen



Ikone Entschlafung und Mariä Aufnahme, Konstantinos Tzanes 1677 (Ikonenmuseum Recklinghausen)

Markenzeichen. Peter Paul Rubens (+1640) malt 16 Varianten davon. Der kunstsinnige Kurfürst Jan Willem aus Düsseldorf kauft 1711 für teures Geld eine 100 Jahre alte Rubens-Assunta aus Brüssel. Noch heute hängt sie zwei Stockwerke übergreifend im Kunstpalast Düsseldorf.

Das Ikonenmuseum in Recklinghausen besitzt als sein ältestes Werk eine Koimesis (wohl) aus Kiew, um 1300. Daneben hängt eine spätere Ikone dieses Motives. Es ist eine Synthese zwischen Ost und West, zwischen Entschlafung und Himmelfahrt. Sie ist auf das Jahr 1677 datiert und signiert von Konstantinos Tzanes aus Kreta in Griechenland. Unten ist die Aufnahme der Seele der entschlafenden Maria durch Christus zu sehen. Oben tragen zwei Engel die auffahrende Gottesmutter dem geöffneten Himmelstor entgegen. Allein die Signatur des Ikonenschreibers zeigt, dass er in westlicher Tradition steht. In Kreta begegnen sich östliche und westliche Kultur und Theologie, östliche und westliche Art der Verehrung der Gottesmutter. □

Es gibt keine andere Hoffnung für die Menschen als die Christliche

Pilger der Hoffnung in der biblischen Tradition

Das Motto des Heiligen Jahrs Das Motto des Heiligen Jahrs 2025 verbindet zwei wichtige biblische Begriffe: Pilger und Hoffnung. Ich will zuerst mit dem Motiv beginnen, das den Pilger auf den Weg bringt, und anschließend nach der Art von Pilgerschaft fragen, um die es im Fall einer christlichen Pilgerschaft geht oder gehen müsste.

1. Worauf richtet sich die christliche Hoffnung?

Ich beginne mit einem Zitat von André Frossard (1915–1995), in Frankreich ein berühmter Name, bei uns fast unbekannt, zumindest heute. Er wurde durch eine besondere Erfahrung als Zwanzigjähriger ohne jede innere Vorbereitung in fünf Minuten zum katholischen Glauben bekehrt. Der Glaube, von dem er vorher so gut wie nichts wusste, fiel ihm buchstäblich zu. Von 1983 bis zu seinem Tod brachte der Figaro eine tägliche Kolumne „Cavalier Seul“ aus seiner Feder. 1982 erschien ein Buch von ihm, in dem es um die Zeitenwende im Mai 1968 geht – für Frossard das endgültige Ende des Mittelalters – und um die Unfähigkeit der Kirchen, auf diese Zeitenwende eine angemessene Antwort zu finden. Den Kern einer angemessenen Antwort formuliert er wie folgt: „Die Christen sollten aufhören, sich für ihre Religion zu schämen. Sie sollten aufhören damit, diese Religion für Atheisten annehmbar zu machen, indem sie ihr alles rauben, was sie über so lange Zeit hinweg zur Freude der Herzen gemacht hat. Sie sollten doch wissen, dass es keine, überhaupt keine Hoffnung für die Menschheit gibt als die christliche Hoffnung.“ Frossard hat völlig recht: Es gibt wirklich keine Hoffnung für die Menschheit als die christliche. Deshalb sollten wir uns selbst vergewissern, worin denn die-

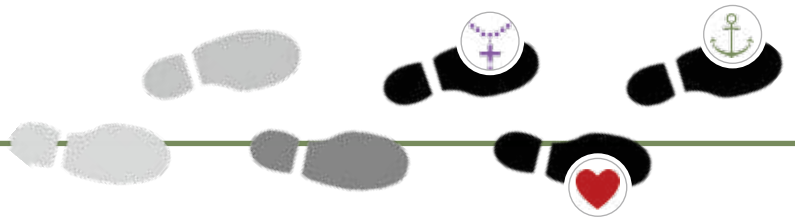
se christliche Hoffnung nach unseren wichtigsten Quellen, den Heiligen Schriften, eigentlich besteht und worauf sie sich richtet.

Hoffen und Harren hält manchen zum Narren, sagt ein Sprichwort. Ein anderes: Mit Harren und Hoffen hat's mancher getroffen. Beide Sprichwörter reden allerdings von den vielen Hoffnungen, die sich Menschen so im Leben machen, die oft enttäuscht werden oder sich als gefährliche Illusionen und irrationales Wunschdenken herausstellen. „Denn die in die Irre führende Hoffnung / Ist für viele Menschen zwar eine Stütze, / Für viele aber in ihren leichtfertigen Begierden ein Trug. / Sie schleicht sich ein, man bemerkt es nicht, / Bis man den Fuß am heißen Feuer verbrennt.“ So singt der Chor in der „Antigone“ des Sophokles aus dem 5. Jahrhundert vor Christus. Das Hoffen ist für die antiken Philosophen, vor allem Griechen und Römer, deshalb keine Tugend, sondern eher eine Untugend. Mit falschen Hoffnungen geht man unrealistische Wagnisse ein, die dann das eigene Verderben heraufführen. Realist sein und sich entschlossen der Gegenwart zuwenden, das schien den alten Griechen und Römern besser als wahnhaft hoffen.

Das gilt auch für das Alte Testament. An den Stellen, wo sich das Hoffen nicht auf Gott richtet, wird es ganz überwiegend negativ beurteilt. Damit sind wir bereits am entscheidenden Punkt: Hoffen ist nur dort wirklich sinnvoll, wo sich die Hoffnung auf Gott richtet. Die meisten einschlägigen Stellen eines positiven Hoffens finden sich deshalb in den Psalmen. „Und nun, Herr, worauf harre ich? Meine Hoffnung gilt dir!“ (Ps 39,8) „Ich hoffe auf den Herrn, es hofft meine Seele, ich warte auf sein Wort.“ (Ps 130,5) „Ich hoffte, ja ich

hoffte auf den Herrn. Da neigte er sich mir zu und hörte mein Schreien.“ (Ps 40,2) Beim Propheten Jeremia wird Gott geradezu als „Hoffnung Israels“ bezeichnet (Jer 14,8; 17,13). Mit dem Tod freilich endet nach altherkömmlicher Vorstellung auch das Hoffen auf Gott (Ps 88). Erst mit dem Buch der Weisheit aus dem 1. Jahrhundert vor Christus wird das innerhalb der biblischen Tradition anders. Jetzt sind die Seelen der Gerechten in Gottes Hand mit der Hoffnung auf Unsterblichkeit, während die Hoffnung der Gottlosen vergeblich ist (Weish 3,1–11). Damit gelangen wir zu einem einfachen theologischen Dreisatz: 1. Letztlich hoffen können wir nur auf Gott. 2. Der Inhalt unserer Hoffnung sind vor allem die sogenannten Letzten Dinge. 3. Die letzten Dinge müssen im Leben eines Frommen die ersten sein, denn sie geben dem Leben die Richtung. Und wir können sagen: Unsere Hoffnung, die christliche Hoffnung, basiert auf dem Glauben an die Letzten Dinge: Auferstehung, Gericht und ewige Seligkeit. Paulus bemerkt nicht umsonst: „Wenn wir allein in diesem Leben unsere Hoffnung auf Christus gesetzt haben, sind wir die elendesten von allen Menschen“ (1 Kor 15,19).

Auch das Neue Testament kennt die alltägliche Rede vom Hoffen, das oft leichtfertig und vergeblich ist. So etwa, wenn Herodes Antipas hofft, Jesus würde ihm ein Wunder vorführen (Lk 23,8); wenn der Statthalter Felix hofft, Paulus würde ihm Geld geben (Apg 24,26); wenn die Reichen davor gewarnt werden, ihre Hoffnung auf den unsicheren Reichtum zu setzen (1 Tim 6,17) oder wenn Paulus hofft, die Römer auf der Durchreise nach Spanien sehen zu können (Röm 15,24). So hofft er auch, bei den Korinthern einige Zeit bleiben zu können – wenn der Herr



es zulässt (1 Kor 16,7). Ein doppel-sinniges Beispiel sind die beiden Emmauspilger, die einen Fremden treffen, dem sie von einem gewissen Jesus von Nazaret und seinem Kreuzestod erzählen: „Wir aber hatten gehofft, dass er es sei, der Israel erlösen würde“ (Lk 24,21). Im Augenblick, da sie das sagen, hielten sie diese Hoffnung für vergeblich. Doch noch am selben Abend begriffen sie, dass ihre Hoffnung in unerwarteter Weise erfüllt war.

Wo Paulus das Substantiv Hoffnung verwendet, ist es fast immer die unerschütterliche Hoffnung auf

Gott, Christus und die Verheißungen, die wir durch ihn erhalten haben. Nehmen wir als Beispiel nur den Römerbrief her. Dort spricht er von Abraham, der „gegen [alle] Hoffnung aufgrund von Hoffnung“ den Verheißungen Gottes glaubte (Röm 4,18). Die Christen rühmen sich „der Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes“, und diese Hoffnung lässt nicht zuschanden werden (Röm 5,2. 5). Die Schöpfung ist zwar der Nichtigkeit unterworfen, aber „auf die Hoffnung hin“, dass sie einmal zur Herrlichkeit der Kinder Gottes gelangt (Röm 8,21). Drei Verse weiter formuliert Paulus kurz

und bündig: „Auf Hoffnung hin sind wir gerettet“ (Röm 8,24). Wir sind schon erlöst, und trotzdem ist diese Erlösung noch erhofft. Das ist natürlich ein Paradox, aber die tiefsten Wahrheiten über Gott und die Welt sind durchweg Paradoxe. Und so kann Paulus die Römer auffordern: „Freut euch in der Hoffnung!“ (Röm 12,12). Im 15. Kapitel erklärt Paulus, worauf sich die christliche Hoffnung stützt: auf die Geduld und die tröstliche Belehrung aus den Heiligen Schriften (Röm 15,4). Aus diesen Heiligen Schriften zitiert er dann den Propheten Jesaja, der in seiner berühmten Weissagung über

Unsere Hoffnung, die christliche Hoffnung, basiert auf dem Glauben an die Letzten Dinge: Auferstehung, Gericht und ewige Seligkeit.





Doch noch am selben Abend begriffen sie, dass ihre Hoffnung in unerwarteter Weise erfüllt war.

den Spross aus dem Baumstumpf Isais schreibt: „Auf ihn werden die Völker hoffen“ (Jes 11,10). So kann Paulus anschließend alles in einer Fürbitte zusammenfassen, indem er schreibt: „Der Gott der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und allem Frieden im Glauben, damit ihr überreich werdet an Hoffnung in der Kraft des Heiligen Geistes!“ (Röm 15,13) Auf den Zusammenhang von Glaube und Hoffnung kommen wir noch zurück. Paulus verdanken wir auch die berühmte Trias Glaube, Hoffnung, Liebe (1 Kor 13,13). Wir besinnen uns darauf bei jedem Rosenkranz.

Der Epheserbrief erinnert die Adressaten, was sie vor ihrer Bekehrung waren: getrennt von Christus, ohne Hoffnung und ohne Gott (wörtlich: Gottlose, Atheisten) in der Welt (Eph 2,12). Der Kolosserbrief stellt den Adressaten die Hoffnung vor Augen, die im Himmel für sie bereitliegt (Kol 1,5). Er ermahnt sie, im Glauben unverrückbar gegründet zu bleiben und sich nicht abbringen zu lassen von

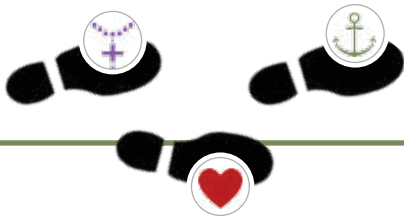
„der Hoffnung des Evangeliums“, das er, Paulus, ihnen verkündet hat (Kol 1,23).

Der erste Timotheusbrief erklärt gleich zu Anfang, dass unsere Hoffnung Christus Jesus, unser Heiland ist. Später lesen wir im selben Brief: „Wir haben unsere Hoffnung auf den lebendigen Gott gesetzt, den Heiland aller Menschen, vor allem der Gläubigen“ (1 Tim 4,10). „Lebendig“ ist dieser Gott, weil er wirklich und wirksam ist. Der Titusbrief spricht von „der Hoffnung auf das ewige Leben“, das Gott verheißen hat (Tit 1,2) und von der Erfüllung dieser „glückseligen Hoffnung bei der herrlichen Wiederkunft unseres großen Gottes und Heilands Jesus Christus“ (Tit 2,13). Augustinus sagt mit einem schönen Wortspiel: „Nunc in spe, tunc in re“. „Was wir jetzt in der Hoffnung haben, haben wir dann in der Realität.“

In seinem frühesten erhaltenen Brief, dem ersten Thessalonicherbrief, spricht Paulus über das Schick-

sal der Verstorbenen, „damit ihr nicht in Trauer fallt wie die anderen, die keine Hoffnung haben“ (1 Thess 4,13). „Die anderen, die keine Hoffnung haben“, das sind die Heiden, die getrennt sind von Christus, ohne den wahren Gott und deshalb ohne Hoffnung. Dass sie im Hinblick auf die Verstorbenen in der heidnischen Antike tatsächlich ohne Hoffnung waren, zeigt eine einfache Statistik. Aus der heidnischen Zeit sind uns rund 2.300 Grabgedichte erhalten. Nur 7,5 Prozent der heidnischen Gedichte formulieren eine irgendwie geartete Jenseitshoffnung. Bei den christlichen Grabgedichten sind es 69,5 Prozent. In seiner Enzyklika „Spe salvi“ zitiert Benedikt XVI. eine typische lateinische Grabinschrift: „In nihil ab nihilo quam cito recidimus“ „Wie schnell fallen wir vom Nichts ins Nichts zurück.“ Dieser Nihilismus ist heute in Europa wohl weiter verbreitet als die christliche Hoffnung, ich fürchte sogar bei Kirchgängern. Wie in so vielen ethischen und weltanschaulichen Fragen sind wir in Europa zu vorchristlich-heidnischen Ansichten zurückgekehrt, und das heißt: zur vorchristlichen Hoffnungslosigkeit.

Von besonderer Wichtigkeit für unsere Thematik ist das 11. Kapitel des Hebräerbriefs. Es handelt hauptsächlich von der Rolle des Glaubens in der Heilsgeschichte. Da werden die Gerechten von Abel bis zur Dirne Rahab einzeln vorgestellt und dann summarisch all die anderen Männer und Frauen, die für ihren Glauben gelebt und gelitten haben. Doch der erste Satz dieses Kapitels bietet eine Definition, die Glaube und Hoffnung zusammenbringt. Diese Definition wird in unseren Übersetzungen unterschiedlich wiedergegeben, obwohl der griechische Text eigentlich eindeutig ist. Da heißt es: „Der Glaube ist die Grundlage des Erhofften,



ein Beweismittel der unsichtbaren Dinge.“ Demnach hat die christliche Hoffnung auf die unsichtbaren Dinge eine Grundlage, eine Basis, und diese Basis ist der Glaube. Der christliche Glaube ist eben keine Vermutung oder Spekulation über das Jenseits und unsichtbare Dinge, sondern eine begründete Überzeugung, aus der heraus die Christen ihr Leben gestalten. Damit ist ihr Glaube ein reales Beweismittel für das, was sie erhoffen. Dem Erhofften liegt also ein begründeter, gelebter Glaube zugrunde. Das Erhoffte wie das Geglaubte sind im christlichen Leben somit Realitäten und nicht Träume und Luftgespinste. Wie Johannes Paul II. sagt: „Der Glaube, der die feste Überzeugung einschließt, dass diese unsichtbare Wirklichkeit existiert, ist deshalb der Grund für unsere Hoffnung, diese Wirklichkeit auch tatsächlich zu erlangen.“ Um den Glauben selbst können wir uns zwar bemühen, im Letzten freilich ist er reine Gnade.

In der Glaubensgeschichte des Judentums wie des Christentums ist Abraham eine entscheidende Gestalt. Von ihm heißt es in diesem 11. Kapitel des Hebräerbriefs: „Aufgrund des Glaubens gehorchte Abraham dem Ruf, wegzuziehen in ein Land, das er zum Erbe erhalten sollte; und er zog weg, ohne zu wissen, wohin er kommen würde“ (Hebr 11,8). Er lebte dann im verheißenen Land wie in einem fremden, weil er, wie der Verfasser dieses Briefs schreibt, „die Stadt mit den festen Grundmauern erwartete, die Gott selbst geplant und gebaut hat“ (Hebr. 11,10). Alle die Väter und Mütter der Heilsgeschichte, so fährt der Autor fort, „bekannten sich auf Erden als Fremde, die nur zu Gast sind“, weil sie eine himmlische „Heimat, ein Vaterland (patris)“ suchten (Hebr 11,13–16). Hier fällt uns natürlich die berühmte Stelle aus



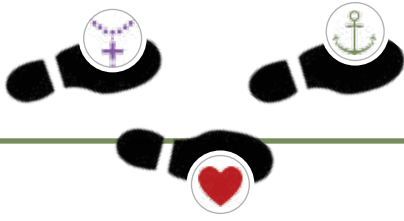
An jenem Tag wird es der Spross aus der Wurzel Isais sein, der dasteht als Zeichen für die Nationen; die Völker suchen ihn auf; sein Wohnsitz ist prächtig (Jes 11,10).

dem Philipperbrief (3,20) ein: „Unsere Heimat ist im Himmel, von wo wir ja auch den Herrn Jesus Christus als Heiland erwarten.“ Paulus gebraucht hier allerdings ein anderes griechisches Wort, ein ausgesprochen politisches, nämlich *políteuma*, das soviel wie „Gemeinwesen“ oder „Stadtstaat“ bedeutet. Wir können aber ruhig bei dem schönen Wort Heimat bleiben, das es nur im Deutschen gibt. Die Vorstellung ist jedenfalls in beiden Fällen die, dass die Christen auf Erden als Fremde ohne Bürgerrecht leben. Vollbürger mit allen Rechten sind sie erst im Himmel. Noch einmal der Hebräerbrief: „Wir haben hier keine bleibende Stadt (pólis), wir ersehnen vielmehr die künftige“ (Hebr 13,14) Von diesem Selbstverständnis und diesem Sehnen ist bei den Christen Europas heute fast gar nichts mehr übrig geblieben. Mit der Kirche und ihren liturgischen Feiern haben wir freilich schon jetzt einen Abglanz des himmlischen Jerusalems, wie es wiederum der Hebräerbrief eindrucksvoll sagt (Hebr 12,22–24).

2. Unterwegs in der Fremde

Wenden wir uns im Folgenden ein wenig dem 1. Petrusbrief zu. Er spiegelt die gängigen Überzeugungen des Christentums im letzten Viertel des 1. Jahrhunderts wieder. Wir finden hier auch den zuletzt dargelegten Grundgedanken aus den paulinischen Schriften wieder. In der heutigen Exegese und Verkündigung spielt er nur noch eine Nebenrolle. Das beweist jedoch nur, dass uns heute das, was den frühen Christen wichtig war, eben nicht mehr wichtig ist. Schauen wir also nach, was den frühen Christen wichtig war und wie sie sich verstanden haben.

Über das christliche Selbstverständnis sagt uns schon gleich das Präskript etwas. Der Brief ist adressiert an „die auserwählten Fremden in der Diaspora von Pontus, Galatien, Kappadokien, der Asia und Bithyniens“. Die aufgezählten römischen Provinzen liegen alle in Kleinasien, der heutigen Türkei. Die Christen



sind dort „Fremde“, die nur zu Gast sind, griechisch *parepidämoi*. Es ist dasselbe Wort wie in der zitierten Stelle aus dem Hebräerbrieft (Hebr 11,13). Damit sind Fremde gemeint, deren Aufenthalt am Ort nur vorübergehend ist. Die Christen sind auf Erden überall als Fremde unterwegs, sie sind überall Pilger, überall in der Diaspora, für sie ist die ganze Welt eine einzige Diaspora. Soviel erfahren wir gleich zu Beginn. Das 1. Kapitel des Briefs wirkt dann beim ersten Lesen verwirrend. Die Sätze und Satzteile sind vollgestopft mit theologischen Aussagen und Motiven, ihr Zusammenhang ist unklar. Erst bei wiederholtem Lesen und Nachdenken ergibt sich, dass hinter diesen Sätzen ein einfaches gedankliches Grundgerüst steckt.

Der Verfasser geht aus von einer Erfahrungstatsache, die er bei seinen Adressaten ganz selbstverständlich voraussetzen kann. Sie besteht darin, dass die Christen ihre frühere, herkömmliche Lebensweise losgeworden sind. Diese frühere Lebensweise war durch verschiedene Begierlichkeiten bestimmt, weil man es nicht besser wusste (1 Petr 1,14). Jetzt im Nachhinein sehen die Christen: Dieses frühere Leben war leer, vergeblich, sinnlos. Das ist knapp und klar formuliert in 1 Petr 1,18: „Ihr seid losgekauft von der sinnlosen, durch die Väter tradierten Lebensweise.“ Und sie wissen ganz genau, wie und um welchen Preis sie losgekauft worden sind: durch den Opfertod Christi, „durch das kostbare Blut Christi, der ein Lamm ohne Fehler und Makel war“, wie es im nächsten Vers heißt. Wenn man nun weiterfragt: „Aber wie kommen die Christen darauf, dass Christus das Lamm ohne Fehler und Makel war, das sie von ihrer sinnlosen Lebensweise losgekauft hat?“, dann steht die Antwort schon gleich



„Aufgrund des Glaubens gehorchte Abraham dem Ruf, wegzuziehen in ein Land, das er zum Erbe erhalten sollte; und er zog weg, ohne zu wissen, wohin er kommen würde“ (Hebr 11,8).

in Vers 3: „Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns in seiner großen Barmherzigkeit neugeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi ...“. Die Hoffnung ist so „lebendig“, also wirklich und wirksam, wie der, auf den sie sich richtet. Aufgrund der Auferstehung Jesu Christi – für die frühen Christen ein absolut sicheres Faktum – glauben sie an den „lebendigen“ Gott, leben in einer begründeten Hoffnung und fühlen sich wie neugeboren. Die alte Lebensweise war durch Sex, Alkohol und sinnliche Vergnügungen bestimmt (1 Petr 4,3). Damit ist es für die Neugeborenen vorbei. Jetzt gilt nur noch ein Ziel: heilig werden wie Gott selbst (1 Petr 1,16). Am Ende aber müssen alle Menschen, ob sie wollen oder nicht, ihr Leben vor dem Gericht eben dieses Gottes verantworten (1 Petr 1,17).

Zu dem neugewonnen Leben gehört zunächst einmal ein Zusammenleben in Gemeinden in ungeheuchelter, beständiger Bruderliebe (1 Petr 1,22). Von pastoralen Räumen wusste man damals noch nichts. Den entscheidenden Sachverhalt bringt Petrus am Schluss des 1. Kapitels noch einmal auf den Punkt mithilfe eines Zitats aus dem Propheten Jesaja: „Alles Fleisch ist wie Gras, seine Herrlichkeit wie blühendes Gras. Das Gras vertrocknet, die Blüte fällt ab.

Doch das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit“ (Jes 40,6–8). Der „Herr“ bei Jesaja steht natürlich für den unaussprechlichen Namen Gottes. Alles, was der Prophet verkündet, ist das Wort dieses Gottes. Petrus erklärt aber ohne weiteres: „Und dieses Wort ist das euch verkündete Wort des Evangeliums!“ (1 Petr 1,25). Was dieses Evangelium bezeugt, gilt in Ewigkeit, alles andere ist vergänglich wie Gras.

Die schönste Formulierung des neuen Lebensgefühls gibt dann der Anfang des 2. Kapitels. Dort schreibt Petrus: „Legt also ab alle Bosheit, alle Betrügereien, alle Eifersucht und alles üble Nachreden, und verlangt wie neugeborene Kinder nach der geistigen, unverfälschten Milch, so dass ihr damit wachsen könnt und das Heil erlangen, wenn ihr nämlich gekostet habt, wie gut der Herr ist“ (1 Petr 2,1–3). „Wie neugeborene Kinder (quasimodo geniti infantes) verlangt nach der unverfälschten Milch...“. Das ist bis heute der Introitus des Weißen Sonntags. Mit diesem Vers begrüßte der Chor schon im frühesten Christentum die an Ostern Neugetauften bei ihrem Einzug in die Kirche, bei dem sie noch einmal ihr weißes Taufkleid tragen durften. Mit der „geistigen, unverfälschten Milch“ sind natürlich die wesentlichen Inhalte des christlichen Glaubens gemeint, über die man sich überall einig ist.



„Abrahams Schoß“ der Ort des Wartens,
bevor der Messias die Pforte zum Himmel öffnet.

Wer sich davon ernährt, der wächst wie ein neugeborener Säugling mit der Milch seiner Mutter auf und kommt so auf den Geschmack, den nur Christus selbst hat; er kostet, wie gut der Herr ist. Hier hat der Briefautor eine wörtliche Anspielung auf einen Psalmvers angebracht. Es ist Psalm 34,9. Dort heißt es: „Kostet und seht, wie gut der Herr ist. Selig der Mann, der auf ihn seine Hoffnung setzt.“ Im Psalm ist mit dem „Herrn“ natürlich Gott der Herr gemeint, aber Petrus versteht darunter ohne weiteres den Herrn Jesus Christus. Dieses Phänomen ist im Neuen Testament geläufig.

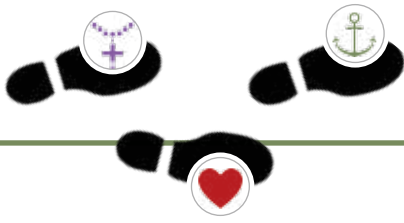
Der bekannteste Satz aus diesem Brief steht in 1 Petr 3,15. Er lautet

nach der Einheitsübersetzung: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt.“ In dieser Übersetzung beginnt mit „Seid stets bereit“ ein neuer Satz. Das entspricht allerdings nicht dem griechischen Text. Im griechischen Text beginnt der neue Satz mit „Fürchtet euch nicht vor ihnen...“. Die Aufforderung zur Bereitschaft, Rede und Antwort zu stehen, ist also kein selbständiger Satz, sondern ein Satzteil, eine Apposition, zum vorhergehenden Hauptsatz. Das ist für die Deutung und das Verständnis nicht ganz unwichtig. Ich gebe im Folgenden eine Übersetzung des ganzen Satzes, die etwas näher am griechischen Text ist als die Einheitsübersetzung,

und füge noch die beiden vorhergehenden Sätze hinzu:

„Wer wird euch Böses antun, wenn ihr euch eifrig um das Gute bemüht? Aber auch wenn ihr um der Gerechtigkeit willen Leiden erfahrt, selig seid ihr! Fürchtet ihre Schrecken nicht und lasst euch nicht verwirren, haltet vielmehr Christus, den Herrn, heilig in euren Herzen, jederzeit bereit zur Verantwortung (apología) gegenüber jedem, der von euch Rechenschaft (lógon) verlangt über die Hoffnung, die ihr hegt, aber mit Sanftmut und Gottesfurcht, da ihr ja ein gutes Gewissen habt, damit, wenn ihr schon verleumdet werdet, diejenigen, die euren guten Lebenswandel in Christus beschimpfen, beschämt dastehen müssen. Denn es ist besser, für gute Taten zu leiden, wenn es Gottes Wille ist, als für böse.“ (1 Petr 3,14b–17)

Der Hauptsatz, der von der Rechenschaftsablegung spricht, lautet: „Haltet Christus, den Herrn, heilig in euren Herzen!“ Wer das tut, dem kann kein Mensch mehr Angst und Schrecken einjagen, er kann jederzeit ruhig, sanftmütig und mit gutem Gewissen Rechenschaft ablegen und begründen, warum er in einer großen Hoffnung lebt, die keine irdische Macht zerstören kann, weil sie in einer überirdischen Macht gegründet ist, die den Bekenner auch über den Tod hinaus rettet und bewahrt. Der Hinweis auf ungerechtes Leiden zeigt deutlich, dass es hier nicht nur darum geht, einem freundlichen Frager Antwort zu geben, sondern auch in einer Gerichtssituation, in der es vielleicht um Leben und Tod geht. Pater Benedikt Schwank weist in seinem Kommentar zurecht auf das Gericht über Jesus selbst hin und schreibt: „Man denkt beim ganzen Vers an die Ereignisse im Prätorium zu Jerusalem: Draußen schreit das



Volk, Jesus sei ein Volksaufwiegler und ein Feind des Kaisers. Doch die königliche Ruhe und Geduld, mit der der Angeklagte vor seinem Richter steht, straft alle Ankläger Lügen. Die Christen sollen in Christus, das heißt so wie Christus, und vereint mit ihm vor ihren Anklägern und Richtern stehen. Sie sollen auf das Leben und Sterben Christi schauen. Ja, sie sind mit hineingezogen in das Christusgeschehen. Erneut steht in ihnen Christus vor dem Richter ...“. Das Vorbild Christi wird gerade im 1. Petrusbrief immer wieder und sehr eindrucksvoll hervorgehoben.

Wie kam es nun für die frühchristlichen Gemeinden zu diesem Gefühl, in der *Fremde* zu leben? War das bloße Dogmatik? Nein, dieses Gefühl hatte ein sachliches Fundament. Die Lebensweise dieser Christen unterschied sich von der ihrer Umwelt so augenfällig, dass diese „befremdet“ war, wie es 1 Petr 4,4 sagt. Und dort ist auch der Grund dafür genannt. Die Christen „laufen nicht mit im gleichen Strom der Ausschweifung“. Die Christen sind, wenn es um den falschen Lebensstil geht, keine Mitläufer. Sie haben einen Lebensstil, der ihre Umwelt befremdet. Es blieb aber nicht bei der Befremdung; diese führte vielmehr zu Anfeindungen und Schikanen aller Art. Auf diesem Hintergrund will der Autor des 1. Petrusbriefs die Christen zum Aushalten, ja freudigen Auf-sich-nehmen dieser bedrückenden Situation ermuntern. Wenig später nimmt der Verfasser das Stichwort vom Befremdlichen noch einmal auf und spielt damit: „Geliebte, seid nicht *befremdet* über die Feuerprobe, die zu eurer Prüfung gekommen ist, als ob euch etwas *Fremdes* zustoße. Vielmehr freut euch! Denn so wie ihr Anteil an den Leiden Christi habt, so werdet ihr euch freuen und jubeln bei der Offenbarung sei-

ner Herrlichkeit“ (1 Petr 4,12f). Die Christen als Fremde an einem Ort, wo sie nur ein höchst eingeschränktes Bürgerrecht genießen, brauchen sich nicht zu wundern, wenn sie wie Ausländer schikaniert und verfolgt werden. Sie sollen sich darüber vielmehr freuen, da sie so ihren Glauben bewähren und Anteil an Christi Herrlichkeit erhalten können. Das sind Gedanken, die uns heute sehr fremd sind, die aber durchaus wieder aktuell werden können, und vielleicht bald.

Damit kommen wir noch zu einem weiteren Begriff zur Bezeichnung der Christen und ihrer Existenzweise in dieser Welt im 1. Petrusbrief. Dieser Begriff wird uns mit einem großen Sprung in unsere Gegenwart bringen. Der Autor, der die Autorität des Petrus in Anspruch nimmt, bezeichnet die Christen nämlich nicht nur als Fremde, deren Aufenthalt an einem Ort nur vorübergehend ist, sondern auch als Einwohner ohne Bürgerrecht, griechisch *pároikoi* (1 Petr 2,11). Diese sozialen Begriffe werden hier also metaphorisch, in einem übertragenen Sinn gebraucht. Beide Metaphern bezeichnen die Christen als Menschen, die nicht sind, wo sie eigentlich hingehören; die eine betont mehr das Provisorische, Vorübergehende, die andere mehr das Nachteilige, Unbefriedigende dieses Zustands. Nur in seiner himmlischen Heimat genießt der Christ alle Bürgerrechte. Dort wird das „Erbe“ für ihn bereitgehalten (1 Petr 1,4). In diese Heimat gelangt er bei der Wiederkunft Christi. Bis dahin dauert „die Zeit seines Exils, seiner Fremdlingschaft“ (1 Petr 1,17). Das griechische Wort, das ich hier mit „Exil“ oder „Fremdlingschaft“ übersetzt habe, ist *paroikía*. Dieser Begriff bezeichnet einen Status mit beschränkten Rechten, ein Exil, eine Existenz in der Fremde. Das ist der Begriff zur Bezeichnung

der Existenzweise der Christen in der Welt. Es ist eine paradoxe Existenzweise. Denn die Christen leben in zwei Welten. Einerseits gehören sie schon jetzt zur Gemeinschaft der Heiligen, zu der wir uns in jedem Credo bekennen, andererseits müssen sie sich in einer nichtchristlichen und auch heute wieder zunehmend antichristlichen Welt einrichten. Die eine ist unsere eigentliche Heimat, die andere ist eine Welt, in der wir als Fremde auf eine befremdliche Weise leben und entsprechend behandelt werden. Zu dieser Welt müssen wir, wenn wir unserer eigentlichen Heimat treu bleiben wollen, eine innere und äußere Distanz aufbauen und sie entschlossen bewahren. Eine umfassende Weltfremdheit, die sich auch im Lebensstil äußert, gehört zum Christsein, wenn es ernst gemeint ist. Wer diese Art von Weltfremdheit ablehnt, lehnt das Christentum ab.

Damit komme ich zu einer letzten Beobachtung, einer schlichten Wortgeschichte, die auch den Gelehrten offenbar unbekannt ist, obwohl die Sache nichts Neues ist. Das griechische Wort für die christliche Exilexistenz oder Fremdlingschaft, das im Neuen Testament nur der 1. Petrusbrief kennt, nämlich *paroikía*, wird noch heute als Fremdwort viel gebraucht. Sie kennen es alle. Es ist ein kirchenrechtlicher Begriff. Aus *paroikía* wurde nämlich im Lateinischen *paroecia* oder *parochia*, und das ist nichts anderes als unser Wort Pfarrei. Wenn wir vom Ursprung des Wortes her deuten, so ist eine Pfarrei also der Ort, wo eine christliche Gemeinschaft seine weltfremde Exilexistenz führt. Davon ist in unseren Pfarreien nichts, aber auch gar nichts mehr zu spüren. Die Pfarrei ist heute nur eine kirchenrechtliche Größe, die sich zumindest in Deutschland dadurch auszeichnet, dass sie im-



Hans Memling – Triptychon „Jüngstes Gericht“ (um 1470–1471): In der Mitteltafel thront Christus als Weltenrichter, unter ihm führt der Erzengel Michael die Seelenwägung durch; linke Tafel: die Geretteten auf ihrem Weg ins Himmlische Jerusalem; rechte Tafel: die Verdammten in der Hölle

mer größer und unübersichtlicher wird. Diese unübersichtlichen Größen nennt man auch gar nicht mehr Pfarreien, sondern pastorale Räume. Damit verschwindet nach der Sache auch das Wort. Vielleicht sollten wir uns doch noch einmal besinnen und überlegen: Was ist da falsch gelaufen? Darüber nachzudenken, ist jedem und jeder von uns aufgegeben.

3. Glaube, Hoffnung, Liebe und der heilige Augustinus

Wir hatten gesagt: Die Letzten Dinge müssten in unserer Lebensführung eigentlich die ersten sein, denn sie sind der eigentliche Gegenstand unserer Hoffnung, und diese Hoffnung muss unserem Leben die Richtung geben. Doch heute sind die Letzten Dinge – zumindest nach meiner eigenen Erfahrung – aus der kirchlichen Verkündigung und damit aus dem Bewusstsein der Gläubigen – wenn man sie überhaupt noch so nennen kann – so gut wie ganz verschwunden. So treten wir heute, auch wenn wir uns noch Christen nennen, tatsächlich als Hoffnungslose vor eine Welt, die zwar immer noch brü-

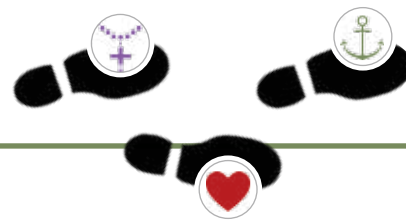
chige Hoffnungen aller Art hat, aber keine letzte, wirkliche Hoffnung, die es nur mit einem lebendigen Glauben an Gott gibt. Wir sind weithin zurückgefallen in jene sinnlose Lebensweise, die der Verfasser des 1. Petrusbriefs bei den Christen für überwunden erklärt hat: Sex, Alkohol und sinnliche Vergnügen aller Art. Der Weg, den wir zumindest in der deutschen Kirche mehrheitlich eingeschlagen haben, ist nicht der Weg der Nachfolge Christi, sondern der Weg der Anpassung an die Welt. Wir setzen nicht anders als die uns umgebende heidnische Gesellschaft unsere Hoffnung mehr auf den Mammon als auf Gott, der die Armen selig macht, nicht die Reichen. Da wir somit keine wirkliche Hoffnung mehr haben, hoffen wir auf Strukturreformen und dieses und jenes. Das ist jene Art von brüchigen, illusorischen Hoffnungen, vor denen die griechischen und römischen Philosophen zurecht gewarnt haben. Doch dieses gesellschaftliche und kirchliche Thema würde uns jetzt zu weit führen, es liegt auch jenseits meiner Kompetenz. Und so möchte ich mit einem längeren Zitat aus einer Predigt des großen Kirchenvaters Au-

gustinus schließen. Seine Ausführungen können vielleicht gerade unter den angedeuteten Umständen noch Hoffnung machen. Das Thema der Predigt ist die große und mit Recht berühmte Trias des Paulus in 1 Kor 13, die wir schon kurz angerissen haben: „Glaube, Hoffnung, Liebe“ und ihr Zusammenhang:

Was also ist Glaube, was Hoffnung, was Liebe? Und warum ist die Liebe das Größere? „Glaube ist“, wie an einer bestimmten Stelle der Schrift definiert ist, „das Feststehen der Hoffenden, die Überzeugung von Dingen, die nicht gesehen werden“ (Hebr 11,1). Wer hofft, hat noch nicht, was er erhofft, doch er ähnelt durch seinen Glauben einem Besitzenden. Denn der Glaube ist, so heißt es, „das Feststehen der Hoffenden“. Es ist nicht die Sache selbst, die wir erst künftig haben werden, sondern der Glaube steht anstelle der Sache selbst. Denn wer den Glauben hat, hat nicht nichts, beziehungsweise wer vom Glauben erfüllt ist, ist nicht leer. Deswegen ist das Verdienst des Glaubens groß, weil er nicht sieht und doch glaubt.



Glaube, Liebe, Hoffnung



wirst sehen und nicht mehr glauben. Ebenso steht es mit der Hoffnung. Wenn die Sache da ist, hoffst du nicht mehr auf sie. „Denn was einer sieht, wie hofft er noch darauf?“ (Röm 8,24) Seht, wenn wir ans Ziel gelangt sind, ist sowohl der Glaube am Ende wie auch die Hoffnung.

Wie steht es aber mit der Liebe? Der Glaube verwandelt sich in das Schauen, die Hoffnung in die Sache selbst. Die Schau wird es geben und die Sache, aber nicht mehr den Glauben und die Hoffnung. Wie steht es nun mit der Liebe? Kann auch sie zu Ende gehen? Wenn sie sich schon entzündete bei dem, was nicht gesehen wurde, dann wird sie sich gewiss noch mehr entzünden, wenn sie sieht. Zu Recht also heißt es: „Das Größere von ihnen ist die Liebe“ (1 Kor 13,13); denn dem Glauben folgt die Schau, der Hoffnung folgt die Sache, der Liebe folgt nichts anderes, sie wächst, sie vermehrt sich, sie kommt in jener Betrachtung zur Vollendung. Wenn wir von hier nach dem Antlitz Gottes verlangen, wenn wir nach dem Vaterland der ewigen Glückseligkeit seufzen, werden wir da nicht, wie sehr wir auch in zeitlichem Glück schwelgen und wie sehr wir auch von der Menge und dem Überfluss der Dinge erfüllt sind, die irdische Pilgerschaft für elend halten, da wir in jenem Verlangen begründet sind, und zu Gott, Mitleid erheischend, flehen und immer beten: „Herr, befreie mich!“ (Ps 7,2)

Schließen wir mit einem weiteren Psalmwort (118,8f): „Besser, sich zu bergen beim Herrn, als auf Menschen zu bauen. Besser, sich zu bergen beim Herrn, als auf Fürsten zu bauen.“

Vortrag auf der 32. Theologischen Sommerakademie Augsburg, 2025

Denn wenn er sähe, welches Verdienst wäre es? Als der Herr von den Toten auferstanden war und sich seinen Jüngern gezeigt hatte, nicht nur den Augen zum Sehen, sondern auch den Händen zum Betasten (vgl. Joh 20,25), womit er die menschlichen Sinne überzeugte, dass er es sei, der auferstanden ist, der kurz vorher am Kreuze hing, da stieg er, nachdem er mit ihnen so viele Tage verweilt hatte, wie es ihm gut erschien, um das Evangelium zu bekräftigen und den Glauben an die Auferstehung zu begründen, in den Himmel auf, so dass er selber nicht mehr gesehen wurde, sondern durch Glauben festgehalten werden muss.

Denn wenn er immer hier und diesen Augen sichtbar wäre, dann wäre der Glaube nichts Löbliches. Jetzt indessen wird einem gesagt: Glaube! Aber man will sehen. Man antwortet ihm: Glaube einstweilen, damit du einmal siehst! Der Glaube ist das Verdienst, die Schau ist der Lohn. Wenn du sehen willst, bevor du glaubst, dann verlangst du den Lohn vor der Leistung. Was du haben willst, hat einen Preis. Du willst Gott sehen. Der

Preis für dieses so große Gut ist der Glaube. Du willst ans Ziel gelangen, aber nicht den Weg dorthin gehen? Die Schau ist der Besitz, der Glaube ist der Weg dorthin. Wer die Mühe des Weges zurückweist, wie kann der die Freude des Besitzes suchen?

Doch der Glaube hört nicht auf, da ihn die Hoffnung stützt. Nimm die Hoffnung weg, dann hört auch der Glaube auf. Wie macht jemand auch nur einen Schritt, der nicht hofft, zum Ziel zu gelangen? Wenn du jedoch von beiden, das heißt von dem Glauben und der Hoffnung, die Liebe wegnimmst, was nutzt dann der Glaube, was nutzt dann die Hoffnung, wenn man nicht liebt? Ja, man kann nicht einmal erhoffen, was man nicht liebt. Denn die Liebe entzündet die Hoffnung, die Hoffnung leuchtet durch die Liebe. Doch wenn wir dann zu dem gelangt sind, was wir im Glauben als nicht Gesehenes erhofft haben, welcher Glaube wird da noch gelobt werden, ist doch der „Glaube die Überzeugung von Dingen, die nicht gesehen werden“ (Hebr 11,1)? Wenn wir sehen, wird vom Glauben nicht mehr die Rede sein. Denn du

PIERRE FOURIER

Patron der christlichen Hoffnung

Leben und Wirken des Ordensgründers der Auerbacher Schulschwestern

„**Patron der Hoffnung**“ – so nennen wir Schulschwestern unseren Ordensgründer erst seit dem Heiligen Jahr 2025, das in uns Katholiken die Identität als „Pilger der Hoffnung“ stärken will. Im Folgenden soll gezeigt werden, dass wir vom hl. Pierre Fourier (1565-1640) tatsächlich die Tugend der Hoffnung lernen können. Der Text ist die Kurzfassung eines Vortrags, der bei der 32. Theologischen Sommerakademie in Augsburg am 13. Juni 2025 gehalten wurde.

Die Zeitumstände, in denen Pierre Fourier lebte, gaben wenig Anlass zur Hoffnung. Ende des 16. Jahrhunderts litten die Menschen unter Kriegen, Hungersnöten, Pestepidemien, und die Verunsicherung im Glauben war groß – unserer gegenwärtigen Situation gar nicht unähnlich. Aber die christliche Hoffnung nährt sich nicht von den Verhältnissen, in denen wir leben, und erst recht nicht von unseren eigenen Fähigkeiten. Wovon dann? Die Buchstaben, aus denen das Wort „Hoffnung“ gebildet wird, können uns bei der Antwort helfen.

H OFFNUNG – wie Glaube

Die Grundlage der christlichen Hoffnung ist der Glaube. Nicht von ungefähr steht die Hoffnung in der Mitte der drei göttlichen Tugenden. Denn der Glaube bringt die Hoffnung hervor, und die Hoffnung nährt die Liebe. Pierre Fourier wuchs im Herzogtum Lothringen in einer gläubigen Familie zusammen mit drei jüngeren Geschwistern auf. Vermutlich wurde nicht viel über den Glauben geredet. Man praktizierte ihn einfach. Diese unwillkürliche religiöse Sozialisation in der Familie „krönte“

Fourier mit seiner bewussten, durchdachten Glaubensantwort.

Ihm half dabei die ausgezeichnete Bildung, die er an der neu gegründeten Jesuiten-Universität in Pont-à-Mousson erhielt. Zeitlebens blieb er mit den Jesuiten verbunden und holte sich bei ihnen immer wieder Rat und Weisung. Während die Jesuiten sich für die Bildung der männlichen Jugend einsetzten, erkannte Fourier die Notwendigkeit einer gediegenen Mädchenbildung und gründete zu diesem Zweck später unsere Kongregation, die Schulschwestern von Unserer Lieben Frau.

H OFFNUNG – wie Himmel

Alle Menschen hoffen – hoffen auf etwas Gutes, das sie sich nicht selbst verschaffen können. Wenn wir das Erhoffte dann erlangen, merken wir bald, dass es uns nicht vollständig erfüllt, dass wir hungrig und unruhig bleiben. Deshalb ist der katholische Philosoph Josef Pieper davon überzeugt: „Wenn es keine ... auf der anderen Seite des Todes realisierbare Hoffnung gibt, dann gibt es überhaupt keine Hoffnung.“ Unser Herz ist eben zu groß für das, was diese Welt zu bieten hat. Die Kirche betet: „Gib, dass wir unseren Lauf vollenden und zur Herrlichkeit des Himmels gelangen.“ Der hl. Paulus erinnert die Philipper eindringlich daran: „Unsere Heimat ist im Himmel“ (Phil 4,20). Wir Menschen sind nicht für die Erde geschaffen; wir sind Pilger zum Himmel.

In Pierre Fourier reifte während des Studiums die Berufung zum Priestertum, weil er den Menschen helfen wollte, ihre ewige Bestim-





**Saint Pierre Fourier
bei der Messe, Juni 1589**

mung zu verwirklichen. Er trat in die Abtei Chamousey ein und wurde Augustiner-Chorherr; denn die Chorherren engagierten sich in der Pfarrseelsorge, und das war sein Traum: als Seelsorger den Menschen aller Schichten und jeden Alters den Weg zu Gott und zum Himmel zu zeigen. Es geht um unsere Ewigkeit – um nichts weniger. Und die Entscheidung fällt jetzt, hier auf Erden.

O **HOFFNUNG** – wie Ordnung

Die französische Philosophin Simone Weil sagte, dass das größte aller menschlichen Bedürfnisse das Bedürfnis nach Ordnung sei. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass die Anfänge der Menschheit in einem Garten liegen. Gott selbst pflanzte einen Garten und setzte den Menschen dorthin. Er

setzte ihn nicht in eine Wildnis, sondern in einen kultivierten Raum (vgl. Gen 2,8). Im letzten Buch der Heiligen Schrift lesen wir, worauf die Menschheitsgeschichte hinausläuft. Da ist von der „heiligen Stadt“, dem „neuen Jerusalem“, die Rede, das nach göttlichem Plan konzipiert ist (vgl. Offb 21,2). Im Himmel herrscht Ordnung, und wenn wir hoffen, in den Himmel zu kommen, müssen wir uns schon hier auf Erden an Ordnung gewöhnen. Die Kirche betet im Ersten Hochgebet der hl. Messe: „... ordne unsere Tage in deinem Frieden, rette uns vor dem ewigen Verderben und nimm uns auf in die Schar deiner Erwählten.“

Gott ist ein Freund der Ordnung, und Fourier war auch ein Freund der Ordnung. Er litt sehr darunter, dass in der Abtei, in die er eintrat, die Ordensdisziplin vernachlässigt wurde, doch er gab die Hoffnung nicht auf. Die Ordnung in einem Orden – man hört die Verwandtschaft der beiden Begriffe deutlich heraus – hängt von der Befolgung der Regel ab. So begann Fourier, die Regel des hl. Augustinus zu studieren und Abschnitt für Abschnitt in die Tat umzusetzen. Die Ordnung im Orden hängt auch von der Gehorsamsbeziehung zum Obern ab. Dieser soll seine Autorität ausüben, aber in rechter Weise. Fouriers eigener Führungsstil (später als Pfarrer und Generaloberer der Chorherren) war eine sehr weise Mischung aus Festigkeit und Sanftmut. Er forderte viel, aber er versuchte stets, die anderen durch Überzeugung und Ermutigung höher zu führen. Auch hierin war er seinem Ordensvater, dem hl. Augustinus, sehr ähnlich.

Nachdem Fourier im Jahr 1589 in Trier zum Priester geweiht worden war, erbat er sich vom Abt die Erlaubnis, ein weiteres Mal an die Jesuiten-Universität nach Pont-à-Mousson zu gehen, um ein vertieftes Theologiestudium aufzunehmen. Er hatte erlebt, wie viel Schaden schlecht ausgebildete Priester der Kirche zufügten – mehr Schaden als die neuen Lehren der Reformatoren, denen sie nichts entgegenzusetzen hatten. Nach dem Studium wurde er – wie er es schon lange ersehnte – Pfarrer und blieb es fast 40 Jahre. „Pierre Fouriers wichtigstes Hilfsmittel zur Erfüllung seiner Aufgabe war er selbst“, so heißt es treffend in einer Biographie über ihn.

Bei der ersten Fronleichnamsprozession, die Pierre Fourier in seiner neuen Pfarrei Mattaincourt hielt, beeindruckte die Pfarrangehörigen, wie sehr er in die Anbetung des Allerheiligsten vertieft war und während der Prozession still betete, ohne die Augen umherschweifen zu lassen. Der Priester braucht diese Nähe zum Herrn in der Eucharistie. Wie sollte er sonst in seinem Auftrag handeln? Wenn er selbst Jesus nicht liebt, wie will er in anderen die Liebe zu Jesus entzünden? Er muss aber auch die Nähe der Menschen suchen, und Fourier begann bei den Kindern, die er den Katechismus lehrte, mit denen er kleine Theaterstücke einübte und Lieder sang. Über die Kinder erreichte er auch die Eltern. Persönlich nahm er sich um die Kranken und Armen an. In den heutigen Pfarrverbänden und „Pastoralen Räumen“ usw. geht viel Nähe verloren. Der personale Bezug zum Pfarrer und die Anteilnahme am Leben der Pfarrangehörigen ist eigentlich unmöglich und damit auch nachhaltige, stetige Seelsorge, wenn der Pfarrer nicht vor Ort ist. Fourier legte auch viel Wert auf wohlwollende Nähe zu seinen Mitbrüdern. Jeder Pfarrer sollte zu den Geistlichen seiner Nachbarschaft in einem freundschaftlichen Verhältnis stehen und nie ein schlechtes Wort über sie sagen (vgl. S. 50). Kamen Angehörige anderer Pfarreien zu Fourier zum Beichten, gab er ihnen regelmäßig als Buße auf, für ihren Pfarrer zu beten.

Der hl. Pierre Fourier begegnete Andersgläubigen mit großem Respekt und verständnisvoll, was damals – es ist die Zeit der sog. Gegenreformation, besser gesagt, der „katholischen Reform“ – alles andere als üblich war (vgl. S. 272). Er bemühte sich um sie, ohne sie zu drängen, so sehr lag ihm ihr Heil am Herzen. Als ihn Schwestern zur Besprechung einer wichtigen Angelegenheit in ihr Kloster in einer anderen Stadt baten, wollte er seine Gemeinde nicht verlassen. „Meine Pfarrkinder sind halbtot vor Hunger. Ich besitze nichts, womit ich ihnen helfen könnte, doch meine Gegenwart (ohne mich rühmen zu wollen) hilft ihnen in gewisser Weise“ (S. 52). Präsent sein hilft! Oft ist es tatsächlich

die einfache persönliche Nähe, das Da-Sein, das Trost spendet und im anderen Selbstachtung, Lebenskraft und Hoffnung weckt.

In der Apostelgeschichte ist immer wieder vom Freimut die Rede, um den die Gemeinde für die Verkündiger betet (Apg 4,29; 19,8) und den die Ältesten und Schriftgelehrten in Jerusalem an den ungelehrten Aposteln bestaunen (vgl. Apg 4,13). Freimut, Mut zur Klarheit, die Überwindung der Furcht, zu sagen, was ist, gehört von Beginn an zum Christ-Sein. Deshalb fanden auch immer mehr Menschen zum Glauben (vgl. Apg 2,41.47; 4,4; 5,14). Heute richten sich die Menschen nicht mehr nach der Wahrheit, sondern verlassen sich auf Umfrageergebnisse. Aber die Wahrheit ist nicht identisch mit der Mehrheitsmeinung. Ein wahrheitsliebender Mensch muss dem Meinungsdruck standhalten.

Fourier vertrat ohne Furcht die Lehre der Kirche, auch gegenüber hochgestellten Persönlichkeiten. Als Herzog Karl von Lothringen seine Frau verlassen wollte, um eine andere zu heiraten, bemühte er sich um kirchliche Unterstützung. Er behauptete, seine erste Eheschließung sei ungültig gewesen. Da er Pierre Fourier sehr schätzte, versuchte er seine Zustimmung zu erwirken und schickte Gesandte zu ihm. Diese lobten die neue Erwählte des Herzogs in den höchsten Tönen, wozu Fourier kurz angebunden bemerkte: „Das sind ausgezeichnete Eigenschaften. Es ist ein Jammer, dass Seine Durchlaucht bereits eine Frau hat“ (S. 342-343).

Freimut zeigte er aber auch noch in anderer – heute nicht weniger aktueller – Hinsicht. Bei der Aufnahme von Kandidatinnen für das Klosterleben mahnte er, Vorsicht walten zu lassen: „Ihr zieht Ordensfrauen in Scharen an. Hütet euch davor, eine bei euch zu behalten, die nicht wirklich berufen ist“ (S. 136). Diese Warnung entsprach seiner Erfahrung, „dass viele deswegen ihren Orden verlassen haben, weil sie zu unbedacht eingetreten waren, ohne genau zu erwägen, was sie taten“ (S. 192). Einem Abt, der zwei Mitbrü-

der für die Priesterweihe vorschlug, schrieb Fourier: „Ihr schickt also die beiden zur Weihe, in der Hoffnung, dass sie sich bessern. Meiner Meinung nach werden sie das sicher nicht ... Junge Männer zur Priesterweihe zu schicken, damit sie sich bessern, bedeutet, den Karren vor das Pferd zu spannen. Sie müssen zuallererst einmal gute Menschen sein: bescheiden, sehr zurückhaltend, ganz demütig, ganz gehorsam ... dann kann man sie für die Weihe vorschlagen“ (S. 323).

Bei dem heutigen Mangel an geistlichen Berufungen ist die Versuchung groß, ohne Unterschied jeden zu nehmen, der an der Klosterpforte oder im Priesterseminar anklopft. Fourier legte großen Wert auf die Unterscheidung. Den Interessentinnen sollten die Härten des Ordenslebens durchaus nicht verschwiegen, sondern freimütig offenbart werden. Im Evangelium lesen wir, welche Bedingung der Herr für seine Nachfolge stellt: nicht etwa große Liebe zu Gott und dem Nächsten, stundenlange Gebete, Tugendhaftigkeit ..., sondern der „nehme sein Kreuz auf sich“ (Mt 16,24). Die einzige Bedingung ist die Leidensbereitschaft, sonst nichts.

Da Pierre Fourier durch wunderbare Heilungen schon eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte, wandte sich eines Tages eine Frau an ihn mit der Bitte, er möge nach ihren Kindern schauen, die ernsthaft erkrankt waren. Fourier ging bereitwillig mit. Als er sich die beiden Kranken ansah, sagte er der Mutter, das Mädchen werde am Leben bleiben und ein Mitglied der Kongregation von Unserer Lieben Frau werden, für den Jungen hege er keine Hoffnung mehr. Tatsächlich starb er (S. 213). Fourier hatte den Freimut, falsche Hoffnungen zu zerstören, was zwar schmerzhaft, aber ehrlich ist. Wie viele hohle Versprechungen gibt es heutzutage gerade auf dem Gesundheitssektor! Dubiose Therapien oder Heilmittel werden aufdringlich angeboten – natürlich haben sie ihren Preis. Das Geschäft mit der Hoffnung floriert, weil Menschen in ausweglosen Situationen verständlicherweise nach jedem Strohalm greifen und auf jedes „Wundermittel“ hereinfallen.

Fourier ermutigt uns, sogar mit Gott freimütig zu verkehren. An



Wallfahrtsbasilika
Mattaincourt, Frankreich

Schwestern schreibt er, dass sie den Herrn im Gebet förmlich „unter Druck“ setzen sollten – man denkt an die zudringliche Witwe im Evangelium (vgl. Lk 18,2-5): „Wenn er euch zu lange hinhält ..., dann dürft ihr immer noch nicht aufgeben ... tadelt ihn und macht ihm Vorwürfe, mutig, aber immer demütig und ehrfürchtig“ (S. 209-210)!

U HOFFNUNG – wie Umkehrwille

Die Umkehr liegt nie hinter uns, sondern immer vor uns. Umkehr setzt freilich die Erkenntnis voraus, dass man auf einem falschen Weg ist. Wer die Augen vor seinen eigenen Fehlern verschließt, hat Umkehr nicht nötig. Gerade im Heiligen Jahr sind wir zur Umkehr aufgefordert. Der Christ definiert sich nicht durch die Fehlritte der Vergangenheit, sondern hofft auf die Barmherzigkeit Gottes, der einen Neuanfang gewährt. Die Heilige Pforte ist ein Zeichen der Barmherzigkeit und Hoffnung. Wer sie durchschreitet, zeigt damit, dass er die Liebe und das Heil Gottes annimmt.

Pierre Fourier war sich seiner Unzulänglichkeiten sehr bewusst und daher auch immer zur Umkehr bereit. „Ich fühle mein Versagen mehr als zuvor, denn mein Aufenthalt hat länger gedauert als geplant und gereichte weder euch noch mir zum Vorteil“ (S. 171), so schrieb er an die Schwestern eines Klosters:

„Ich werde mit heiligen Messen, mit den Gebeten der anderen und auf jede erdenkliche Weise versuchen, alles zu eurem Vorteil wiedergutzumachen und sicherzustellen, dass ihr keine Verluste erfahrt“. Um der Selbsttäuschung zu entgehen, war er daran interessiert, was Feinde über ihn sagten; denn „sie lehren uns oftmals, was unsere engsten Freunde uns niemals sagen würden“ (S. 237).

Als Schwestern ihr Kloster verlassen wollten, um der Pest zu entkommen, die in der Stadt wütete, brachte Fourier sie von ihren Fluchtplänen ab, sodass sie „lieber in den Armen der Vorsehung unseres Erlösers“, d. h. „in ihrem Kloster (oder besser gesagt im irdischen Paradies)“ blieben (S. 275). Hinsichtlich einer Schwester, die sich unerlaubt vom Kloster entfernt hatte und wieder aufgenommen werden wollte, reagierte er mit Zurückhaltung: „Barmherzigkeit ist etwas Gutes. Doch sie muss mit Klugheit und Reife einhergehen, und sie darf nicht durch zu große Eile einer ganzen Gemeinschaft schaden“ (S. 238). Die Umkehr muss eben aufrichtig und ausdauernd sein.

N HOFFNUNG – wie Nüchternheit

Bei wichtigen Entscheidungen holte sich Fourier gern Rat und mahnte auch andere zu Klugheit und Besonnenheit: „Deshalb hat Gott uns zwei Ohren gegeben, damit wir beide

Seiten hören können, mit dem Verstand dazwischen, um ein Urteil zu fällen, und eine Zunge, um die Entscheidung zu verkünden“ (S. 356). In einem Brief schreibt er: „Die Oberin sollte in einer so wichtigen Frage nichts für sich allein und nicht einmal mit der Hilfe von zwei oder drei anderen entscheiden. Ein einziger Kopf, wie würdevoll ergraut er auch sein mag und für wie weise und klug er sich auch hält, wird in euren Klöstern für Angelegenheiten dieser Art nicht ausreichen“ (S. 136).

Seine nüchterne Lebenseinstellung half Fourier auch bei der Leitung der Mitbegründerin, der seligen Alix Le Clerc, die außergewöhnliche Erfahrungen, Visionen, aber auch starke Versuchungen hatte. „Er sorgte dafür, dass sie weiter geistig gesund und vertrauenswürdig blieb, indem er ihren Gehorsam prüfte, wann immer er dachte, sie müsse wieder auf den Boden der Tatsachen gebracht werden“ (S. 148). Eine gehorsame Haltung ist von jeher der beste Prüfstein für die Echtheit der kirchlichen Gesinnung.

Nüchternheit übte Pierre Fourier noch in anderer Hinsicht: Er pflegte einen sehr einfachen Lebensstil. Haus, Inventar, Kleidung, Nahrung beschränkten sich auf das Notwendigste. Was über die Grundbedürfnisse hinausging, war ihm suspekt. „Wenn du Schuhe trägst, die zu groß für deine Füße sind, dann sind sie hinderlich und stören dich beim Laufen. Und so behindert auch ein Haus, das größer ist, als es die Notwendigkeit erfordert, dein Vorwärtkommen auf dem Weg zum Himmel“ (S. 60). Das Ziel im Blick lässt uns das rechte Maß halten.

F HOFFNUNG – wie Freundlichkeit

„Freundlichkeit löst Schwierigkeiten.“ Dieses Wort eines Zeitgenossen des hl. Pierre Fourier, des hl. Vinzenz von Paul (1581-1660), könnte auch aus dem Mund unseres Ordensgründers stammen. Zwei Schwestern, die zu einer Neugründung aufbrachen, riet er: „Besprecht alle Angelegenheiten freundschaftlich“ (S. 168). Menschen, die den Schwestern Är-

ger machen oder ihnen feindselig entgegentreten, sollten sie mit Ehrerbietung und Wohlwollen begegnen: „Wenn ihr wüsstet, wie wertvoll Geduld, Nächstenliebe und Demut in allem sind, vor allem aber um diejenigen für uns einzunehmen, die uns Böses wollen. Sie sind die Waffen der Christen“ (S. 173). Einem Kritiker sollten die Schwestern „um des Friedens willen ein paar Liebenswürdigkeiten erweisen ... Das ist der Geist eures Ordens. Es ist der wahre Geist des heiligen Augustinus. Es ist der christliche Geist und der Geist Gottes, der alle eure Handlungen leiten und beherrschen sollte“ (S. 229).

Einmal fragten Schwestern ihn, wie sie reagieren sollten, wenn ihnen Gerüchte zugetragen und sie um ihre Meinung gefragt wurden. Er antwortete:

„Ich würde sagen:

1. mit einem Lächeln, weil niemand immer dazu verpflichtet ist, auf

jede Frage oder jedem Menschen zu antworten;

2. dass die Wahrheit schön, kühn, aufrichtig und beständig ist, doch auch diskret und niemanden drängt, etwas zu tun oder zu sagen, was nicht notwendig ist;

3. dass die Erfahrung uns täglich zeigt, dass Nachteile und Reue oftmals dadurch entstehen, dass man zu viel, statt dass man zu wenig gesagt hat“ (S. 356-357).

Das heißt nicht, dass wir gegenüber unseren Mitmenschen verschlossen und abweisend sein sollen. Im Gegenteil. Pierre Fourier ermutigt uns, „im Umgang miteinander große Offenheit und Warmherzigkeit zu zeigen“ (S. 347).

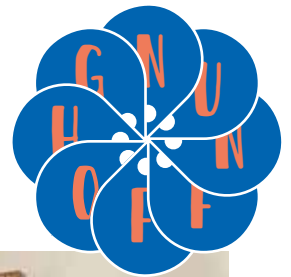
nungswort auf den Lippen: „Wir haben einen guten Herrn und eine gute Herrin.“ Dieses Hoffnungswort kann uns nicht nur in der Sterbestunde Zuversicht schenken, sondern in jedem Augenblick. Schon zu Lebzeiten sagte Fourier oft bei schwierigen Angelegenheiten: „Lasst es uns ihm, unserem guten Herrn, überlassen! Lasst uns immer auf ihn hoffen und ihm, so wie wir sind, treu dienen ... Der gute Gott, der uns so sehr liebt, wird uns beistehen“ (S. 302)! Ja, wir haben einen guten Herrn und eine gute Herrin. Jesus und Maria sind unsere Hoffnung. Wer sonst?

Heiliger Pierre Fourier, lehre und erbitte uns die Tugend der Hoffnung!

Vortrag auf der 32. Theologischen Sommerakademie Augsburg, 2025

EIN HOFFUNGSWORT

Pierre Fourier starb am 9. Dezember 1640 mit einem echten Hoff-



Die Schulschwestern unter den Gründerbildern



Der heilige Barnabas – urchristlicher Vordenker aus gläubiger Hoffnung



Altarbild des Heiligen Barnabas,
Detail des Hl. Barnabas, Sandro Botticelli

Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Wir feiern heute den heiligen Barnabas. Soweit wir wissen, war er zwar kein Jünger Jesu, muss sich aber sehr früh zu Jesus Christus bekehrt haben. Für die Urkirche in Jerusalem gehörte Barnabas zu den wichtigen Säulen. Ihm hat das junge Christentum viel an missionarischer Wirkung zu verdanken. Mit der Kirche ehren wir ihn gemäß alter Tradition auch als Märtyrer: Christus, den er verkündet hat, für den er gelebt hat, für Ihn hat er auch sein Leben hingegeben. Viele gibt es heutzutage, die ebenfalls verfolgt und umgebracht werden, weil sie sich zu Jesus Christus bekennen oder bekehrt haben. Wir wissen uns auch in dieser Theologischen Sommerakademie in Gemeinschaft mit ihnen, und mit dem heiligen Barnabas, um darin bestärkt zu werden, in unserer Zeit, und in diesem Heiligen Jahr, „Pilger der Hoffnung“ zu werden.

Was über den heiligen Barnabas biblisch berichtet wird, gibt uns ein klares Bild. Eingeführt wird er mit seinem ursprünglichen Namen, Josef, und seiner Herkunft, aus Zypern. Auf ihn fällt das Augenmerk, als er einen Acker verkaufte und dessen Erlös den Aposteln übergab. Daraus spricht ein großes und wohlütiges Herz. Sein Beiname „Barnabas“, „Sohn des Trostes“, weist in die gleiche Richtung.

Wer ein großes Herz hat, hat auch die Fähigkeit für weitreichenden Spürsinn. Das fällt bei Barnabas auf: Er muss ein besonderes Gespür für künftige Entwicklungen gehabt haben – gewiss eine Gabe des Heiligen Geistes! Barnabas war es nämlich, der in Jerusalem die Angst der Jünger vor dem einstigen Verfolger Saulus durchbrach und diesen Neubekehrten bei ihnen einführte. Dazu gehört viel Spürsinn und auch Mut! Und wohl *wegen* dieser Gabe erkannten die Jünger in Jerusalem in ihm den geeigneten Mann für eine Reise in das ferne Antiochia, als sich eine damals noch unvorstellbar neue Entwicklung ereignet hat: dass nämlich Nichtjuden, also Griechen, erstmals in großer Zahl den Glauben an Jesus Christus angenommen haben.

Und so begegnen wir wieder der Geistesgröße des Barnabas: Gegenüber dieser Entwicklung war er unvoreingenommen, völlig offen, ja hat sich darüber gefreut, und aus



Johann Heiss (1640–1704): Paulus und Barnabas in Lystra

dieser Freude die Neubekehrten sofort mit apostolischem Eifer ermahnt, Christus treu zu bleiben. Bis eine solche Weite des Geistes sich auch in Jerusalem durchsetzen konnte, musste noch sehr viel geschehen – bis hin zu dem sogenannten Apostelkonzil, das für das junge Christentum endgültig die Schranken des jüdischen Gesetzesdenkens durchbrach. Barnabas aber war hierfür ein entscheidender Vorreiter und auch entschiedener Vordenker.

Das Gespür für weitere Entwicklungen, diese Geistesgabe, erwies Barnabas auch darin, dass er von Antiochia aus sich die Mühe machte, den bekehrten Saulus, der sich inzwischen in seine Heimatstadt Tarsus in Kleinasien zurückgezogen hatte, ebendort zu suchen und erfolgreich dazu zu bewegen, mit ihm nach Antiochia zu kommen. Dieser Vermittlung des Barnabas haben wir also den großen Apostel der Völker, den heiligen Paulus, zu verdanken!

Der Heilige Geist wirkte immer weiter. Uns werden in der Lesung Gebet und Fasten berichtet – das war damals offenbar selbstverständlich, nicht so knauserig eingezwängt in Fastenzeit und Freitagsgebot, wie wir das heute kennen und vielfach leider doch nur allzu wenig beherzigen. Doch Leute, die den Erlös eines Ackers einfach hergaben, waren jederzeit auch bereit zu fasten. Da konnte der Heilige Geist wirken, und Er wirkte: Er stiftete in die Herzen die Initiative zur ersten Missionsreise des Apostels Paulus ein, zusammen mit Barnabas, der ihn dazu begleitete. Wieder zeigt sich eine ungeheure Weite und Kraft des Wagnisses!

Soweit etwas von dem Bild, das uns die Bibel über Barnabas zeichnet. Was Jesus uns heute im Evangelium ans Herz legt, weist in die gleiche Richtung: „Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben. Steckt nicht Gold, Silber und Kupfermünzen in euren Gürtel!“ Wieder also wird uns eine Herzenshaltung vor Augen gestellt, die in der problemlosen Bereitschaft zu Entbehrungen groß ist – groß für die Weite der Botschaft, die in ihrem Kern besagt: „Das Himmelreich ist nahe!“

Liebe Brüder und Schwestern, an dieser Spannkraft der Ursprünge unserer christlichen Religion müssen wir uns neu ausrichten, uns davon anfragen und uns einladen lassen. Dazu aber dürfen wir weiterfragen, was denn diese ersten Generationen an Christen zu dieser Herzens- und Lebenshaltung bewegt hat. Was hat Barnabas so großzügig und so geistesweit gemacht, was hat seinen Spürsinn so belebt, was hat ihn zu immer neuen Initiativen ange-regt? Es kann nur das Grundlegende gewesen sein, was mit dem Christusereignis in Welt und Zeit hereingebrochen ist: In Jesus von Nazareth ist der endgültige Messias Gottes gekommen, der mit seinem Tod und seiner Auferstehung der ganzen Welt das endgültige Leben eröffnet. Das hat damals die Herzen getroffen! Das hat die Herzen von innen her umgestaltet zu *hoffenden* Herzen. Ja, Barnabas und viele mit ihm waren genau das in ihrer Zeit, was wir heute uns als Leitgedanken für diese Theologische Sommerakademie gewählt haben: „Pilger der Hoffnung“! Am heiligen Barnabas können wir erkennen, wie viel möglich ist, wenn wir dies nur im Leben umsetzen. Möge er uns dafür ein mächtiger Fürsprecher sein! Amen.

„AUSHARREN IN GEDULD“

Die Gnade der Beharrlichkeit und die Tugend der Geduld

... IMMER WENIGER FÜHLBARE ANDACHT

1859, 15. Dezember, in England, in Birmingham. Der Priester John Henry Newman trägt die folgenden Sätze in sein Tagebuch ein: *„Ich schreibe auf den Knien und vor dem Angesicht Gottes. Möge Er mir gnädig sein! Mit den fortschreitenden Jahren habe ich immer weniger fühlbare Andacht und inneres Leben. Ich möchte wissen, ob es bei allen Menschen so ist, an sich betrachtet, ohne die Gnade Gottes. ... Der größte Teil unserer Jugendfrömmigkeit, unseres Glaubens, unserer Hoffnung, Freudigkeit, Beharrlichkeit ist natürlich ... Alte Menschen sind in der Seele ebenso steif, ausgetrocknet und blutlos wie ihre Körper, soweit nicht die Gnade sie erfüllt und erweicht. Und dazu bedarf es einer Flut von Gnade. Ich bewundere alte Heilige mehr und mehr. Der heilige Aloysius, der heilige Franz Xaver oder der heilige Karl sind nichts neben dem heiligen Philipp.“* – Der hl. Aloysius von Gonzaga wurde 23 Jahre alt, der hl. Franz Xaver lebte 46 Jahre, ebenso der hl. Karl Borromäus. Der hl. Philipp Neri, Newmans Ordensvater, wurde alt. Er starb im 80. Lebensjahr. – „Oh, heiliger Philipp, erlange mir einen kleinen Teil deines Eifers! Ich lebe mehr und mehr in der Vergangenheit und in der Hoffnung, die Vergangenheit möge in der Zukunft wiederaufleben.“ (Briefe und Tagebuchaufzeichnungen aus der katholischen Zeit seines Lebens, II. und III. Band der Ausgewählten Werke, Mainz o. J., 254 f.)

Ein paar Jahreszahlen, damit wir diese Sätze richtig einordnen können. Der hl. John Henry Newman lebte von 1801 bis 1890. Als er diese Worte schrieb, 1859, war er also 58 Jahre alt und hatte, was er freilich

nicht wissen konnte, noch dreißig Lebensjahre vor sich.

Die Jahre um 1859 waren eine schwierige Zeit für ihn. In der anglikanischen Kirche hatte er eine große öffentliche Wirksamkeit entfalten können, er war geachtet und wurde gehört. Durch seine Konversion 1845 hatte er seinen Resonanzraum in der Staatskirche verloren, in der katholischen Kirche hatte er nicht Fuß fassen können. „Ich bin eine Null“, schreibt er wenig später in sein Tagebuch. *„Ich habe in Rom keinen Freund; ich habe in England gearbeitet, um mißdeutet, verleumdet und verhöhnt zu werden. ... immer wurde mir die Türe vor der Nase zugeschlagen. ... Ich ... wurde nicht verstanden.“* (Tagebuch 8. Januar 1860, S. 257). Es vergingen noch einige schwierige Jahre, bis sich das Blatt wendete. Newman fand dann doch noch die Anerkennung, die er brauchte, um in die Kirche hineinwirken zu können. Papst Leo XIII. hat ihn schließlich zum Kardinal ernannt.

Das aber war für ihn im Jahr 1859 nicht absehbar. Was brauchte er also in diesen dunklen Jahren? Geduld und Hoffnung! Hoffnung und Geduld!

GEDULD UND UNGEDULD

Geduld hat verschiedene Gesichter. Die Geduld, die von einem alten Menschen gefordert wird, unterscheidet sich durchaus von der Geduld eines jungen. Der junge Mensch hat ein Ziel vor Augen und oft kann er es nicht oder nur schwer erwarten. Er muss seine Ungeduld überwinden. Kinder können diese Art von Geduld sehr gut in der Adventszeit lernen und einüben. Vier Kerzen auf dem

Kranz. Nur eine wird zu Beginn entzündet. Die zweite Kerze muss noch eine ganze Woche warten. Und die dritte und vierte darf man nicht auch gleich mit anzünden. Jede Kerze für eine lange Woche, ehe das so sehr ersehnte Fest anbricht! Geduld!

Die Kirche sieht in ihrer Liturgie eine ganze Reihe von solchen Geduldsübungen vor. Vor den großen



Festen hält sie die Gläubigen zu einer Fastenzeit an, Weihnachten und Ostern. Nach dem Fest Christi Himmelfahrt folgt nicht gleich das vom Herrn verheißene Pfingsten. Neun Tage bereitet sich die Kirche darauf vor, in einer Novene. Wer sich entschlossen hat, ein Sakrament zu empfangen, muss eine Zeit der Vorbereitung durchlaufen. Mann und Frau sollen nicht einfach zusammenziehen, sondern vielmehr heiraten und sich auf

die Eheschließung vorbereiten. Der Priesterweihe geht der Diakonat voran. Die großen Dinge erreichen wir über Stufen! Auch der Kirchenraum macht das sichtbar. Der Altar wird auf Stufen errichtet. Er ist erhoben über den Raum, in dem sich das Volk versammelt. Stufen, zeitliche wie räumliche, sind allerdings kein modernes Konzept, und so müssen wir in unseren Tagen mit ansehen, wie solche Stufen eingeebnet werden. Die Fastenregeln sind ermäßigt, die Vorfastenzeit ist abgeschafft – dafür haben wir den Faschingssonntag eingetauscht –, der Hochzeit geht kein Verlöbnis mehr voraus. Die niederen Weihen und der Subdiakonat: abgeschafft. Bei Renovierungen von Kirchen lässt man die undemokratischen Stufen verschwinden und bei Neubauten sieht man sie gar nicht erst vor. Man hat heute keinen Zugang mehr zu der seelsorgerlichen Weis-

muss entsprechend immer größere Geduld aufbringen, um sie zu erreichen. Aber, und das ist die Grundsituation des jungen Menschen, er hat dabei immer ein Ziel deutlich und klar umrissen vor Augen.

AUSHARREN IN GEDULD

Der ältere Mensch hat viele Ziele erreicht, Ziele nämlich, die man mit leiblichen Augen sehen kann: der Führerschein, das Abitur, die Hochzeit, das eigene Haus, das Bundesverdienstkreuz, die Genesung von einer schweren Krankheit. Wie viele Stufen hat ein alter Mensch schon genommen! Schließlich geht es in seinem Leben nur noch um die letzte, die höchste Stufe, das eigentliche Ziel unseres Lebens: der

natürlichen Kräfte nicht helfen. Die nehmen ohnedies ab. Jetzt braucht es übernatürliche Kräfte für eine übernatürliche Hoffnung.

Der hl. Paulus beschreibt diese Aufgabe im Römerbrief. „Wir seufzen in unserem Herzen und warten darauf, dass wir mit der Erlösung unseres Leibes als Söhne offenbar werden. Denn auf Hoffnung hin sind wir gerettet. Hoffnung aber, die man schon erfüllt sieht, ist keine Hoffnung. Denn wie kann man auf etwas hoffen, das man sieht? Hoffen wir aber auf das, was wir nicht sehen, dann harren wir aus in Geduld“ (Röm 8, 23-25).

Das ist die Aufgabe für alle Menschen, besonders aber für alte: Ausharren in Geduld.

Als junger Mensch habe ich in den Kir-

Kinder können diese Art von Geduld sehr gut in der Adventszeit lernen und einüben.



heit der Kirche, die sich eben darin ausdrückte, dass sie zeitliche und räumliche Stufen errichtete, Stufen, mit denen wir die Geduld einüben können.

Wie auch immer, ob die Kirche nun hilft oder ob wir ihre Hilfe entbehren müssen, was das Kind gelernt und eingeübt hat, muss sich bei dem jungen Erwachsenen bewähren. Er strebt immer größere Ziele an und

Himmel, die ewige Gemeinschaft mit Gott. Dieses Ziel aber kann man nicht sehen, jedenfalls nicht mit leiblichen Augen. Das ist eine neue Herausforderung für die Geduld. Die Geduld des alten Menschen. Nicht Ungeduld muss er überwinden, sondern Hoffnungslosigkeit.

Er hat schließlich nur noch dieses eine Ziel, und weil es übernatürlich ist und unsichtbar, können ihm seine

chen recht viele alte Leute beobachtet. Schon damals war der Altersdurchschnitt in den Gottesdiensten höher als anderswo. Ich dachte mir: wenn du erst einmal älter wirst, dann wirst du auch frömmere werden, die Frömmigkeit wird sich von selber einstellen. Aber das war kein guter Gedanke. Im Gegenteil, in meiner Seelsorgepraxis habe ich oft genug erleben müssen, dass Menschen im Alter den Glauben verlieren.

Das Glaubensleben hat seine Gezeiten und seine Phasen. Am Anfang steht die Bekehrung oder die Konversion oder der Durchbruch zu einer klaren und bestimmten Sicht auf den Glauben. Wir finden unsere Identität, und das beflügelt uns und schenkt uns Gewissheit. Neuland! Aufbruch! Die Jugend unseres Glaubens. Das wird dann bald zum Alltag, muss sich bewähren in manchen Anfechtungen und Schwierigkeiten. Irgendwann stellt sich heraus, dass die eigenen Kräfte begrenzt sind. Der Schwung der jugendlichen Begeisterung ist verbraucht und die natürlichen Kräfte kommen nicht an gegen die Widerstände. „Der größte Teil unserer Jugendfrömmigkeit, unseres Glaubens, unserer Hoffnung, Freudigkeit, Beharrlichkeit ist natürlich“, hatte Newman in sein Tagebuch geschrieben. Aber wenn unsere Natur erschöpft ist – was hilft dann?

ist die Situation der Abschiedsreden in den Kapiteln 14 bis 17, der Herr verlässt seine Jünger, er geht fort. Und damit entlässt er seine Jünger in die Selbständigkeit, im Bild gesprochen: sie müssen sich abnabeln und erwachsen werden. In jugendlichem Eifer waren sie dem Ruf des Herrn gefolgt und hatten sich ihm angeschlossen. Manchmal war es auch Übereifer, wie wir am hl. Petrus sehen. Das gehört ja auch zur Jugend dazu. Aber es wird die Zeit kommen, wo der jugendliche Elan nicht mehr trägt. Die natürliche Kraft wird sich verbrauchen. Darauf bereitet der Herr seine Jünger vor, indem er vom Bleiben spricht. *Bleibt in mir und ich bleibe in euch. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen*“ (Joh 15, 4f.).

verspricht uns, dass auch er bleiben wird: *Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe*. Mit ihm wird der dreifaltige Gott in uns, den Gläubigen, bleiben: *Wenn jemand mich liebt, wird er mein Wort halten; mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und bei ihm Wohnung nehmen* (15,23). „Wohnung“ lesen wir in der deutschen Übersetzung. Das griechische Wort *mone* ist abgeleitet von *meno*, ich bleibe. *Wir werden zu ihm kommen und bei ihm Bleibe nehmen*, müssten wir also wörtlich übersetzen, oder ganz wörtlich: *wir werden eine Bleibe bei ihm machen*.

Nun sollen auch wir in ihm bleiben. Damit ist keine rein passive Haltung gemeint. Da kommt das Bild vom Weinstock an eine Grenze.

„Bleiben“ schließt durchaus Aktivität ein. Das lehrt die ka-

Ich bin der wahre Weinstock und mein Vater ist der Winzer.



IN CHRISTUS BLEIBEN

Wir schauen in die Hl. Schrift. Eine gar nicht auszuschöpfende Antwort haben wir im Gleichniswort vom Weinstock und den Reben (Joh 15). Es gehört zu den Abschiedsreden, wie sie der hl. Johannes in seinem Evangelium überliefert. Immer wieder werden wir darin aufgefordert, in Christus zu „bleiben“. Der Herr, das

Wir sind verbunden mit Christus. Nicht wir müssen uns mit ihm verbinden, sondern er hat sich mit uns verbunden durch die Taufe. Nicht wir haben ihn erwählt, sondern er hat uns erwählt und dazu bestimmt, dass wir uns aufmachen und Frucht bringen und dass unsere Frucht bleibt (vgl. Joh 15,16). Wir müssen die Verbindung mit Christus nicht herstellen. Vielmehr sollen wir bewahren, was uns geschenkt ist – bleiben. Christus

tholische Kirche auch ganz klar. Der freie Wille des Menschen wirkt im Geschehen der Rechtfertigung durch freie Zustimmung mit, lehrt das Konzil von Trient. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts hatten gesagt, der Mensch könne nichts beitragen zu seinem Heil, wie ein lebloses Ding könne er nichts tun, sondern verhalte sich völlig passiv. Das Konzil verurteilt diese Auffassung (Conc. Trid. Sessio VI Can. 4).

Die Lehre vom Zusammenwirken zwischen der Gnade Gottes und der Freiheit des Menschen ist ein großes Geschenk der katholischen Kirche an die Christenheit. Geborene Katholiken, die mit dieser Lehre aufgewachsen sind, können gar nicht er-messen, was für eine große Sache das ist. Gott erhebt uns so hoch, dass wir im Glauben und in der Liebe mit ihm zusammenwirken können. Wenn Christus sagt, dass wir in ihm bleiben sollen, dann sagt er einschlussweise, dass wir mit ihm zusammenwirken sollen. Denn „in Christus bleiben“ – das setzt eine von Christus gewirkte Wirklichkeit voraus und ist gleichzeitig

Die Kirche hat das Bußsakrament, in dem sie auch Todsünden nachlassen kann.



in jedem Augenblick ein Akt unserer Freiheit.

Das Wort vom Bleiben ist in den Abschiedsreden, wie sie der hl. Johannes überliefert, auf vielfältige Weise verschränkt mit den Grundbegriffen des Evangeliums: erkennen, glauben, lieben, die Gebote halten, Frieden, Freude. Verschränkt ist auch Gott in sich als Vater, Sohn und Heiliger Geist; und verschränkt,

wenn ich so sagen darf, oder besser verbunden ist der dreifaltige Gott mit den Gläubigen.

Einige Sätze aus den Abschiedsreden, in denen sich das ausdrückt: „Ich“, Christus, „bin in meinem Vater; ihr seid in mir und ich bin in euch“ (14,20). – „Bleibt in mir und ich bleibe in euch“ (15,4.) – „Bleibt in meiner Liebe! Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben, so wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe“ (15, 9f.). – „Wenn ihr mich erkannt habt, werdet ihr auch meinen Vater erkennen“ (14,7). – „Glaubt mir doch, dass ich im Vater bin und dass der Vater in mir ist ... Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen“ (14,11f.). – „Das ist mein Gebot, dass ihr einander liebt, so wie ich euch geliebt habe“ (15,12).

In den Abschiedsreden wird uns ein wunderbares dreidimensionales Gebilde vor Augen geführt, das wir von immer neuen Richtungen betrachten können. Alles ist darin miteinander verbunden: Gott in sich und

wir mit Gott in unserem Glauben, unserer Liebe, unserem Gehorsam. Wer Gott, Vater und Sohn, erkennt, an ihn glaubt und ihn liebt, wer die Worte Christi und seine Gebote hält, wer in Christus ist, und Christus ist in ihm, der bleibt in ihm, und er wird reiche Frucht bringen (15,8).

Als Erzbischof Karl Braun von der Leitung der Erzdiözese Bamberg zurücktrat, schenkte er seinen Priestern ein Büchlein mit dem Titel „Bei Christus bleiben. Gedanken zu einem Herzensanliegen Christi im Blick auf Leben und Dienst des Priesters.“ Er hat es später zu einem richtigen Buch ausgearbeitet. Auch eine Abschiedssituation! Ein scheidender Bischof ist von der Sorge um die zurückbleibenden Priester erfüllt. Gleichzeitig wollte er wohl auch seine eigene Situation mit diesen Gedanken bewältigen. Ein alter Mann, seine Kräfte lassen nach, er muss abgeben, und erlebt wohl auch Ähnliches wie der hl. John Henry Newman. Das fragt er auch im Hinblick auf sich selbst: Was trägt jetzt? Wie muss ich jetzt leben, damit ich in Verbindung bleibe mit Christus,

dem ich gedient habe und weiter dienen will? Und was kann ich meinen Priestern mitgeben, die weiter in der Seelsorge stehen?

REINIGUNG DES WEINSTOCKS

Schauen wir noch einmal hin auf das Gleichnis vom Weinstock. Wer in Christus bleiben will, muss bereit sein, sich reinigen zu lassen. „*Mein Vater ist der Winzer. Jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, schneidet er ab und jede Rebe, die Frucht bringt, reinigt er, damit sie mehr Frucht bringt*“ (Joh 15, 1f.). Hier geschieht, so könnte man sagen, Reinigung in zwei Richtungen. Zunächst wird der Weinstock gereinigt von nutzlosen Reben, solchen, die keine Frucht bringen und nur eine Belastung sind für den Weinstock. *Jede Rebe ..., die keine Frucht bringt, schneidet er ab.* Ein hartes Wort! Es gibt die Sünde, mit

der wir uns ausschließen vom Leib Christi, von der Kirche, vom Weinstock des Herrn. Die Todsünde. Der Vater reinigt die Kirche von der Todsünde. Er schneidet eine Rebe ab. Freilich, das Weinstockbild kommt hier an eine Grenze: Wenn die Rebe einmal abgeschnitten ist, gibt es kein Zurück. Die Todsünde aber kann vergeben werden. Die Kirche hat das Bußsakrament, in dem sie auch Todsünden nachlassen kann. Doch die unbereute Todsünde führt zur endgültigen Trennung von Christus. *Jede Rebe ..., die keine Frucht bringt, schneidet er ab.*

Sollte ich jetzt so viel davon reden? Hier sind doch lauter fromme Leute beieinander, das muss man doch nicht auswalzen? Nein, wir müssen durchaus von diesen schwierigen Dingen reden, nicht nur im Hinblick auf andere Menschen. Niemals dürfen wir uns in Sicherheit wiegen über unser endgültiges Heil. So lehrt es das Konzil

von Trient. Gott gibt uns die Gabe der Beharrlichkeit, aber „niemand darf sich von ihr etwas Sicheres mit absoluter Gewißheit versprechen“ (Conc. Trid. Sessio VI Cap. 13). Vielmehr, und damit zitiert das Konzil den Apostel Paulus, *sollen jene, die zu stehen vermeinen, achtgeben, dass sie nicht fallen (1 Kor 10,12) und mit Furcht und Zittern ihr Heil wirken (Phil 2,12). Jede Rebe ..., die keine Frucht bringt, schneidet er ab.*

Das ist ja der ganz ernste Hintergrund für das, was wir eingangs aus dem Tagebuch Newmans gehört haben. „*Immer weniger fühlbare Andacht und inneres Leben*“ – das ist nicht nur beschwerlich und unangenehm, sondern da droht eine reale Gefahr! Ein alter Pfarrer sagte einmal, und zwar im Blick auf sich selbst: „Je älter, desto kälter; je grauer, desto lauer.“ Nur die Gnade Gottes kann einen davor bewahren, dass diese Kälte nicht zum Kältetod führt. „*Dazu bedarf es einer Flut von Gnade*“, hatte der hl. John Henry gesagt.

Eremiten-Triptychon:
Konzentration,
Sammlung, Fokussierung
gegen Zerstreuung und
Ablenkung.

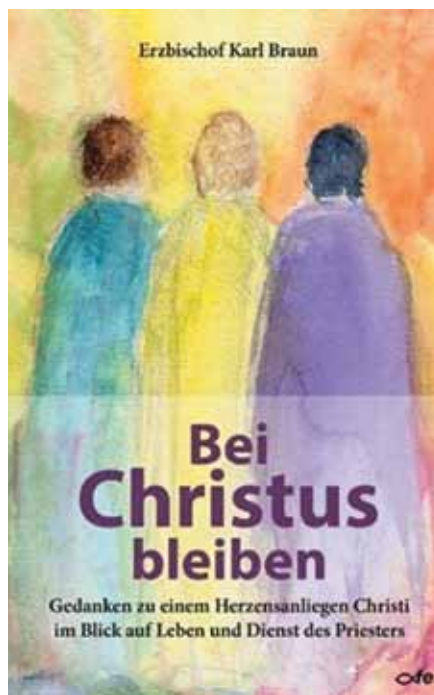


REINIGUNG DER REBEN

Der göttliche Winzer reinigt den Weinstock von fruchtlosen Reben, und er reinigt die Reben, die am Weinstock bleiben. *Jede Rebe, die Frucht bringt, reinigt er, damit sie mehr Frucht bringt.* Vom „Erziehungsschnitt“ spricht man im Obstbau. Im geistlichen Leben erzieht uns Gott auf vielfältige Weise. Durch sein Wort, durch *correctio fraterna* und durch Leiden, die er uns zumutet, oder mit einem Wort des Apostels Paulus „Bedrängnisse“, „tribulationes“. So reinigt uns Gott von den läßlichen Sünden. „Die läßliche Sünde lässt die Liebe bestehen, verstößt aber gegen sie und verletzt sie“, sagt der Katechismus (KKK 1855). Damit die Liebe wieder gedeihen kann, damit die Liebe Gottes wieder in uns fließen kann, müssen wir gereinigt werden von läßlichen Sünden. Das ist das Werk Gottes besonders in der heiligen Beichte. Sie ist unsere einzige Rettung bei schweren Sünden, da ist sie unumgänglich. Sie ist auch unsere Hilfe bei den leichten Sünden und gerade auch bei den alltäglichen Fehlern und Schwächen, die sich oft so hartnäckig einnisten können in unserem Leben.

Hier empfiehlt uns die Kirche zu beichten (KKK 1458). Und sie macht uns gleichzeitig dieses große Geschenk, dass wir ganz rein werden können in unserer Seele. Wie auch immer, ob sakramental oder auf andere Weise: Wer in Christus *bleiben* will, muss bereit sein, von dem göttlichen Winzer gereinigt zu werden.

Das Wort vom Bleiben in Christus ist typisch für den hl. Johannes. Er redet in seinem Evangelium und auch in seinem ersten Brief immer wieder davon. Bei den anderen Autoren des Neuen Testaments finden wir es nicht. Der Apostel Paulus aber hat einen Begriff, der ganz nahe an dem johanneischen „*Bleiben*“ liegt, nämlich „*Geduld*“. Das ist in einer deutschen Bibel nicht erkennbar. Die griechischen Worte zeigen einen Zusammenhang. „Bleiben“ ist griechisch „menein“, und wenn der hl. Paulus von „*Geduld*“ spricht, braucht er das Wort „hypomene“ von hypomenein, darunterbleiben.



Erzbischof Karl Braun:
Bei Christus bleiben

168 Seiten, Hardcover
fe-medienverlags GmbH
88353 Kisslegg
www.fe-medien.de
8,50 Euro



Johannes Hartl:
Die Kraft eines fokussierten
Lebens

141 Seiten,
Geb. Ausgabe,
ISBN 9783451601491,
16,00 Euro

... NICHT MIT ALLOTRIEN BESCHÄFTIGEN

Wenn wir über unsere Mitwirkung am Heilshandeln Gottes sprechen, dann ist auch von dem zu reden, was man früher Ascese nannte. Heute sucht man so etwas eher in Ratgeber-Literatur. Aber in welcher Sparte auch immer – ohne Ascese oder Askese können wir nicht bei Christus bleiben. Das ist nun freilich in jeder Hinsicht ein weites Feld. Ich will einen Bereich herausgreifen, der für uns heute von besonderer Bedeutung ist. Konzentration, Sammlung, Fokussierung gegen Zerstreuung, Ablenkung. Ich kenne das an mir selber und ich höre auch im Beichtstuhl davon, und zwar von jungen und von alten Menschen. Jugendliche müssen den hier nötigen Kampf an einem anderen Frontabschnitt führen. Sie haben ihre Smartphones und sind in den sozialen Medien unterwegs. Wir älteren Menschen kennen vieles davon nur vom Hörensagen. Ich kann mir unter tik-tok gar nichts und un-

ter whatsapp nur schemenhaft etwas vorstellen. Aber schon mit den älteren elektronischen Medien steht man vorne an der Front des Kampfes gegen Zerstreuung.

Johannes Hartl hat ein schönes Buch zu diesem Thema geschrieben: „Die Kraft eines fokussierten Lebens“ (Freiburg 2025). Er wendet sich eher an junge Menschen, aber auch ältere können daraus Gewinn ziehen, etwa auch zu der Frage nach dem Umgang mit den digitalen Geräten. Sein Buch aber empfiehlt sich dadurch, dass es unsere Probleme mit den Medien in einen größeren Zusammenhang stellt. Das unterscheidet sein Buch von der einschlägigen Ratgeber-Literatur. Die kann uns zu seelischer Gesundheit verhelfen – was ja etwas Gutes ist. Johannes Hartl jedoch redet davon, dass wir ein Ziel vor Augen haben sollen. Ein „fokussiertes Leben“ will er uns vor Augen führen. Damit leitet er an zur Hoffnung als theologischer Tugend. Christliche Hoffnung ist Hoffnung



auf ein Ziel, und schließlich auf das letzte große Ziel.

Es geht hier nicht um eine modernes Problem. Heute kommt es nur mit besonderer Wucht auf uns zu. Ich bringe Ihnen ein Zitat, das mir hilft, unsere heutigen Probleme einzuordnen. Es ist bald zweihundert Jahre alt.

Der achtzigjährige Goethe schreibt am 29. April 1830 an seinen Freund Carl Friedrich Zelter: „Hiebei werd ich veranlaßt Dir etwas wunderliches zu vermelden und zu vertrauen; dass ich nämlich, nach einer strengen schnellen Resolution, alles Zeitungslesen abgeschafft habe und mich mit dem begnüge, was mir das gesellige Leben überliefern will. ... Seit den sechs Wochen dass ich die sämtlichen französischen und deutschen Zeitungen unter ihrem Kreuzband liegen lasse ist es unsäglich was ich für Zeit gewann und was ich alles wegschaffte. ... Und dann darf ich dir wohl ins Ohr sagen: ich erfahre das Glück, dass mir in meinem hohen Alter

Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens gar wohl Wert wäre. Also wollen wir uns, so lange es Tag ist, nicht mit Allotrien beschäftigen.“ (Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe 20.2, S. 1351 f.)

Man kann das leicht auf unser geistliches Leben anwenden. Wenn unsere Hoffnung nicht alle Kraft verlieren und unsere Geduld nicht erlahmen soll, dann müssen wir etwas tun für unsere Fokussierung, auch mit einer überlegten Ordnung unserer Gewohnheiten.

DIE KIRCHE IN DEUTSCHLAND HEUTE UND UNSER INNERES LEBEN

Ich will noch ein weiteres Unterthema anschneiden. Der hl. John Henry Newman sah bei sich selbst „immer weniger inneres Leben“,

fühlte sich „in der Seele ebenso steif, ausgetrocknet und blutlos“ wie im Leib. Man kann diese Beschreibung leider auch auf die Kirche anwenden oder jedenfalls auf die Kirche in Deutschland. „Immer weniger inneres Leben“. Ich muss wohl keine Beispiele oder Einzelheiten nennen. Wir alle haben den Zustand der Kirche deutlich vor Augen. Freilich gibt es Hoffnungszeichen, wir hören von erstaunlichen Aufbrüchen hier und dort. In Frankreich lassen sich an Ostern 18.000 Jugendliche und junge Erwachsene taufen. 19.000 junge Menschen pilgern an Pfingsten von Paris nach Chartres. Ein neuer Papst betritt die Mittelloggia des Petersdomes, er trägt Mozetta und Stola. „Der Friede sei mit euch allen – La pace sia con tutti voi!“ Es gibt Hoffnungszeichen, ja! Aber dann erleben wir wieder hier den Alltag unserer deutschen Synodaler-Weg-Kirche. „Steif, ausgetrocknet, blutlos ... immer weniger inneres Leben“. Das beschwert uns, zieht uns herunter und zehrt an unseren Kräften. Wir müssen uns hüten, dass wir uns nicht ablenken lassen durch kleine und größere Skandale in der Kirche. Wir sind heute ja auch sehr gut informiert über das, was in der Kirche geschieht, und vieles davon ist nicht dazu geeignet, unsere Glaubensfreude zu vermehren. Wir müssen nicht alles an uns heranlassen, das kann man schon von Goethe lernen. Unser Glaube ist gefordert, unsere Hoffnung, unsere Liebe.

Es gibt einen Text von Werner Bergengruen, der uns hier trösten und in eine gute Richtung weisen kann. Bergengruen hat eine Art Tagebuch geführt, das Compendium Bergengruenianum. Leider ist es nur auszugsweise veröffentlicht. 1962 schreibt er den folgenden Text. In Rom hatte das 2. Vatikanische Konzil begonnen. Bergengruen war siebzig Jahre alt. Das Ende des Konzils 1965 sollte er nicht mehr erleben. Er starb ein Jahr zuvor.

„Selbst wenn, was Gott verhüten möge, der Ausgang des Konzils zeigen sollte, dass in der Zukunft die Kirche uns nicht mehr jene Treue zu halten gedenkt, die seit zwei Jahrtausenden ihr Ruhm gewesen ist, so werden wir das zwar schmerzlich, aber ohne Verletzung unserer Treue und Gehorsamspflicht hinnehmen.“

Wir werden es empfinden wie unbegreifliche Irrgänge unserer Eltern, die uns nicht von den ihnen geschuldeten Pflichten der Treue, Liebe und Dankbarkeit zu entbinden vermögen. Es kann sein, dass es Abspaltungen und Lossagungen geben wird. ... Wir werden Gott um Trost bitten, aber wir werden uns nicht auf den Weg des Abfalls und der Rebellion drängen lassen.“ (Dichtergehäuse. Aus den autobiographischen Aufzeichnungen, Zürich 1966, S. 360)

Die allgemeine Begeisterung, die sich vom Konzil einen neuen Frühling erhoffte, hatte Bergengruen offensichtlich nicht erfasst. Hellsichtig erkannte er schon am Anfang des Konzils die Gefahren, die erst in den nachkonziliaren Wirren zutage traten. Was auch immer in der Kirche geschehen mag, Enttäuschendes, Betrübliches, Empörendes – es entbindet uns nicht von unserer Treue- und Gehorsamspflicht. Treue und Gehorsam aber heißt: Ausharren in Geduld.

UIVENTUS MEA

Damit komme ich zu meinem letzten Gedankenkreis. Unter uns werden einige sein, die als Knaben in der alten Messe ministriert haben. *Introibo ad altare Dei, ad Deum, qui laetificat iuventutem meam* (Ps 42/43,4). *Hintreten will ich zum Altar Gottes, zu Gott, der meine Jugend froh macht.* Das war die Antiphon zum Psalm 42 im Stufengebet. (Der hebräische Text lautet an dieser Stelle „zum Gott meiner Freude und meines Jubels“. In der überlieferten Messe wurde dagegen die Vulgata gebraucht.)

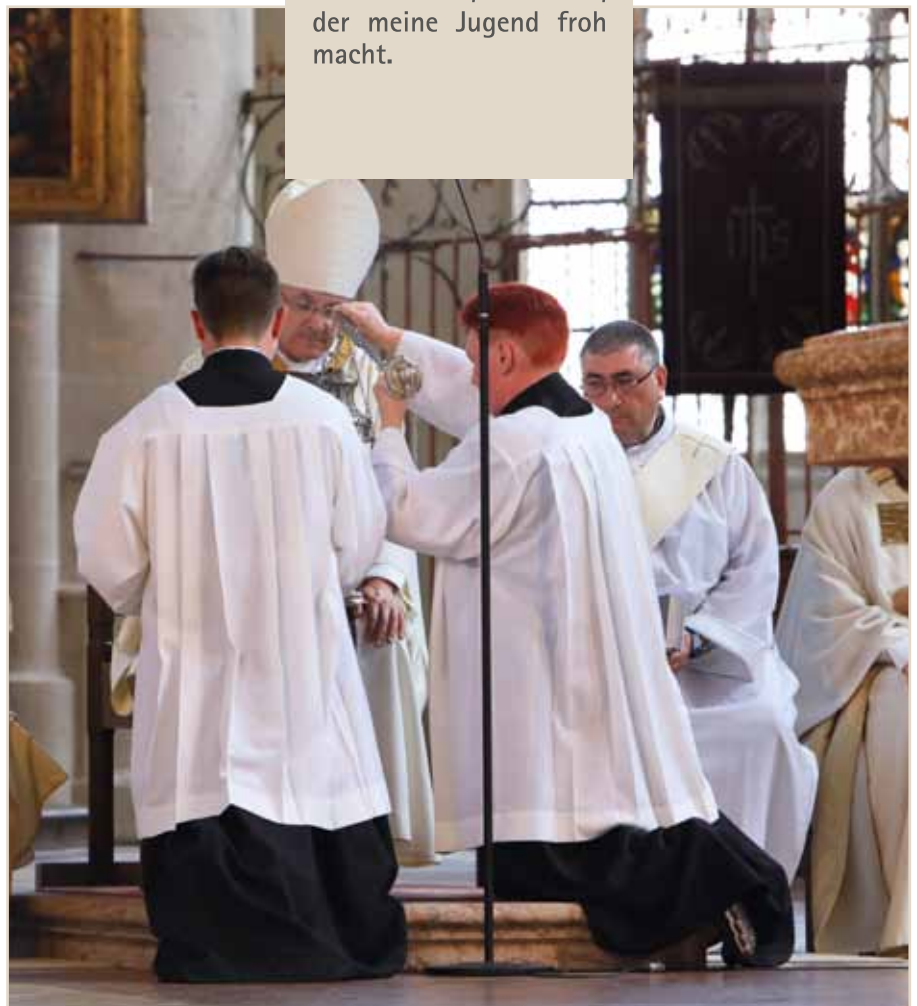
Ich selber bin kein Ministrant gewesen. Es hätte mich sicher gefreut, wenn ich als junger Mensch angesprochen wäre mit dem schönen Gedanken, dass meine Jugend froh gemacht werden soll. Dieses *Deus laetificat iuventutem meam* ist nicht ganz leicht zu verstehen. „Gott macht meine Jugend froh“. Das heißt, er macht mich in meiner Jugend froh. Oder: er macht mich froh von Jugend an. Wie auch immer – die eigentliche Pointe dieses Gebetes aber lag doch darin, dass nicht nur der jugendliche Ministrant diese Worte sprach, sondern auch der möglicherweise recht betagte Priester.

Wie kann ein alter Mann sagen: „meine Jugend“? Sein leibliches Leben nach dem Leben im Mutterleib begann mit dem ersten Schrei nach der Geburt, da begann die Uhr zu ticken, dieser Kurzzeitwecker, der irgendwann einmal zu ticken aufhören wird, je nachdem, wie weit er aufgezogen ist. Das ist das leibliche Leben – ablaufendes Leben. Mit der Taufe aber begann noch ein anderes Leben, das geistliche Leben. Wenn er es treu hütet und bewahrt, wird es hineinreichen in die Ewigkeit. *Quasi modo geniti infantes* (1 Petr 2,2), wie neugeborene Kinder kommen die Menschen aus der Taufe. Das ist ihre *iuventus*, ihre Jugend. Bei der Taufe wird kein Kurzzeitwecker aufgezogen. Da werden wir verbunden mit dem dreifaltigen Gott, und deswegen läuft dieses Leben nicht ab. Wie der Psalm sagt: Gott *sättigt dich dein Leben lang mit seinen Gaben; wie dem Adler wird dir die Jugend erneuert – renovabitur ut aquilae iuventus tua* (Ps 102/103,5). Gott, weil er der Ewige ist,

kennt kein Altern. „Der HERR ist ein ewiger Gott, der die Enden der Erde erschuf. Er wird nicht müde und matt, unergründlich ist seine Einsicht“ (Jes 40,28). An dieser seiner Unermüdlichkeit, an seiner ewigen Jugend gibt er uns, den Gläubigen Anteil. Das ist der Inhalt unserer Hoffnung. „Er gibt dem Müden Kraft, dem Kraftlosen verleiht er große Stärke. Die Jungen werden müde und matt, junge Männer stolpern und stürzen. Die aber auf den HERRN hoffen, empfangen neue Kraft, wie Adler wachsen ihnen Flügel. Sie laufen und werden nicht müde, sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40, 29-31).

Was der Prophet hier sagt, erfüllt sich im Neuen Bund am Altar Gottes. *Introibo ad altare Dei. Ich will hinzutreten zum Altar Gottes.* Das ist der Ort, wo unsere Altersunterschiede keine Bedeutung mehr haben. Sie lösen sich auf. „Eine Flut von Gnade“, hatte der hl. John Henry gesagt, „eine Flut von Gnade“ braucht es, wenn ein alter Mensch er-

Hintreten will ich zum Altar Gottes, zu Gott, der meine Jugend froh macht.



weicht werden soll und frische Kräfte für sein inneres Leben spüren darf. Genau diese Flut von Gnade strömt hier am Altar. Das Opfer Christi wird Gegenwart und der Heiland nährt uns mit seinem Leib und Blut. Ganz sicher hat der hl. John Henry hier am Altar die Kraft bekommen, seine große Krise durchzustehen.

... WIE WENN IHR JETZT ERST ANFINGET

Nachdem wir auf den knapp 60-jährigen John Henry Newman geschaut haben, uns Rat geholt haben bei dem 70-jährigen Werner Bergengruen und dem 80-jährigen Goethe, will ich uns einen weiteren alten Mann vor Augen stellen. Es ist diesmal kein weißer alter Mann, sondern ein Afrikaner, ein Ägypter: der hl. Wüstenvater Antonius.

Als sein Geburtsjahr wird 251 überliefert. Zusammen mit

einer Schwester wächst er bei vornehmen Eltern auf. Nach dem Tod der Eltern, er ist achtzehn oder zwanzig Jahre alt, wird in einem Gottesdienst das Evangelium vom reichen Jüngling gelesen: „Wenn du vollkommen sein willst, verkaufe deine Habe und gib den Erlös den Armen.“ Antonius hört das Evangelium, „als ob um seiner willen jene Lesung der Schriftstelle geschehen sei“, schreibt der hl. Athanasius, dem wir seine Lebensbeschreibung verdanken (BKV Bd. 31, Vita Antonii Kap. 2). So hört ein Heiliger das Evangelium! Er verkauft den ererbten Hof und die bewegliche Habe, legt einen Teil des Geldes für die Schwester zurück und wird Einsiedler. Nach 35 Jahren in der Wüste schließen sich ihm Schüler an, aus dem Einsiedler wird der Vater einer Einsiedlergemeinde. Im Jahr 356 stirbt er, 105 Jahre alt.

Sein Ende beschreibt der hl. Athanasius so: Antonius hatte zwei Gefährten in seiner Einsamkeit,

die ihm dienten „mit Rücksicht auf sein Alter“. Als er spürte, dass sein Ende naht, spricht er zu ihnen: „Ich wandere, wie geschrieben steht, den Weg der Väter; denn ich merke, wie mich der Herr ruft. Ihr aber seid wachsam und vereitelt nicht eure lange Askese, sondern bemüht euch, wie wenn ihr jetzt erst anfanget, euren Eifer zu bewahren. Ihr kennt die Nachstellungen der Dämonen, ihr wißt, wie wild sie sind, aber auch wie schwach in ihrer Gewalt. Fürchtet sie also nicht, atmet vielmehr immer in Christus und glaubet an ihn. Lebt, wie wenn ihr jeden Tag sterben solltet, achtet auf euch und erinnert euch der Ermahnungen, die ihr von mir gehört habt“ (v. Anton. 91). Damit hat der über Hundertjährige im Angesicht des Todes sein Lebensprogramm zusammengefasst. Das war nämlich der Vorsatz, den der hl. Antonius am Anfang gefasst hat: „Er hielt folgenden, wirklich seltsamen Gedanken fest: er wollte den Weg zur Tugend ... nicht durch ein zeitliches Maß messen,

Wie neugeborene Kinder
kommen die Menschen
aus der Taufe



sondern durch seine Sehnsucht und seinen Vorsatz. Er wollte sich nicht erinnern an die Zeit, die schon verstrichen; nein, wie wenn er täglich die Askese aufs neue begänne, mühte er sich immer mehr ab um seine Vollendung, indem er beständig die Worte des Apostels Paulus wiederholte: „Vergessend das, was da zurück liegt, strebend nach dem, was vorwärts liegt“ [Phil 3,13]; er gedachte auch des Ausspruches des Propheten Elias, der sagt: „Es lebt der Herr; vor dem ich heute stehe“ [1 Kön 18,15]. Denn Antonius beachtete, dass Elias, da er von „heute“ sprach, die abgelaufene Zeit nicht maß; wie wenn er immer von neuem den Anfang machte, bemühte er sich, aus sich den zu machen, als der er vor Gott erscheinen sollte, reinen Herzens und bereit, seinem Willen zu gehorchen und keinem anderen“ (v. Anton. 7).

Triptychon der Versuchung des Heiligen Antonius



„Ich lebe mehr und mehr in der Vergangenheit und in der Hoffnung, die Vergangenheit möge in der Zukunft wiederaufleben“ – das war die Anfechtung, die den John Henry Newman so sehr bedrängte. Auch er ein Heiliger! Auch die Heiligen werden von solcher Dunkelheit nicht verschont. Der hl. Antonius kämpfte in der Wüste mit Dämonen. „Ihr wißt, wie wild sie sind,“ sagt der Sterbende seinen Gefährten „aber auch wie schwach in ihrer Gewalt.“ Er hätte wohl auch die Gedanken, die den hl. John Henry viele hundert Jahre später quälten, Dämonen genannt. Jedenfalls hätte er ihr Spiel sofort durchschaut. Die Dämonen fürchten mit Recht unsere Geduld. Wenn sie etwas in uns zerstören können, dann gerne unsere Geduld; wenn sie etwas in uns zunichte machen können, dann gerne die Gnade der Beharrlichkeit. Sie wollen unseren Blick zurückwenden; das ist ihre Strategie. Deswegen soll unser Sinn nach vorne gerichtet sein. Die abgelaufene Zeit nicht messen! Immer von neuem den Anfang machen! Sich nicht erinnern an die Zeit, die schon verstrichen ist, sondern so leben, wie wenn täglich die Askese aufs neue begänne.

Athanasius hat die Worte und Lehren des hl. Antonius in einer großen Rede an die Mönche zusammengefasst, vergleichbar mit der Bergpredigt im Matthäusevangelium. Da lesen wir: „Besonders aber soll bei allen der gemeinsame Eifer darauf gerichtet sein, nicht nachzugeben, wenn ihr einmal angefangen, noch bei den Mühen den Mut zu verlieren, nicht zu sagen: Wir haben lange Zeit hingebracht in der Askese. Wir wollen vielmehr, wie wenn wir täglich von neuem begännen, den guten Willen dafür steigern. Denn das ganze menschliche Leben ist überaus kurz, wenn man es an den künftigen Ewigkeiten mißt; unsere ganze Zeitlichkeit ist so nichts gegenüber dem ewigen Leben. Jedes Ding in der Welt wird nach seinem Wert verkauft, und Gleiches tauscht man um Gleiches ein. Die Verheißung des ewigen Lebens aber wird um ein Geringes erworben. Denn es steht geschrieben: „Die Tage unseres Lebens sind bei ihnen siebzig Jahre, wenn sie aber unter den Mächtigen sind, so währt

es achtzig Jahre, und das meiste davon ist Mühe und Plage“. Wenn wir also auch im ganzen achtzig und selbst hundert Jahre in der Askese verharren, dann werden wir nicht ebensolange wie die hundert Jahre im Himmel das Reich besitzen, sondern statt der hundert Jahre werden wir von Ewigkeit zu Ewigkeit herrschen“ (v. Anton. 16).

Was der hl. Antonius in seiner schlichten Weise so darlegt, entspricht einem Wort des Apostels Paulus aus dem 2. Korintherbrief: „Die kleine Last unserer gegenwärtigen Not schafft uns in maßlosem Übermaß ein ewiges Gewicht an Herrlichkeit, uns, die wir nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare blicken; denn das Sichtbare ist vergänglich, das Unsichtbare ist ewig“ (4, 17f.).

Vortrag auf der 32. Theologischen Sommerakademie Augsburg, 2025

Raymund Fobes:

Tage der Hoffnung und Begegnung

Augsburger Theologische Sommerakademie 2025

„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.“ Dieser bekannte Satz aus dem Ersten Petrusbrief (1Petr 3,15) ist mir immer wieder bei der diesjährigen Augsburger Theologischen Sommerakademie in den Sinn gekommen. Sie fand vom 11. bis zum 14. Juni im Haus St. Ulrich in Augsburg statt und griff das Motto des diesjährigen Heiligen Jahres „Pilger der Hoffnung“ auf.

Hoffnung auf sicherem Fundament

Die Akademie begann mit einer heiligen Messe in der Basilika St. Ulrich und Afra zum Fest des heiligen Barnabas, dem Gefährten des Völkerapostels Paulus. Hauptzelebrant war **Pater Johannes Nebel** aus der Geistlichen Familie „Das Werk“, Verwalter des Nachlasses von Kardinal Leo Scheffczyk in Bregenz.

Er war auch der erste Referent des Abends und sprach zum Thema „Die Wahrheit tun durch österliche Hoffnung“. Angelehnt an das Denken des bedeutenden Dogmatikers Leo Scheffczyk, der zu Lebzeiten oft Referent bei der Sommerakademie war, näherte sich der Referent aus einer anschaulichen Perspektive der Thematik: Anders

als rein innermenschliche Hoffnungen – wie etwa die Hoffnung von Eltern, deren Kind verspricht, sie in der übernächsten Woche zu besuchen – hat die christliche Hoffnung einen anderen Zielpunkt: das ewige Leben. Doch da schließt sich gleich die Frage an, ob diese Hoffnung berechtigt ist, oder bloß Kompensation oder gar Projektion ist – eine Hoffnung, die Opium fürs Volk ist. Dem stellte Nebel entgegen, dass die Hoffnung auf Ewiges Leben uns von Gott durch die Taufgnade eingepflanzt ist, sie muss aber aktiviert werden.

Dabei ist entscheidend, dass diese christliche Hoffnung auf ewiges Leben, gegründet in der Auferstehung Jesu Christi, absolut und universal ist. Das bedeutet, dass andere Religionen nicht eine andere Wahrheit haben können, weil es eben nur eine Wahrheit gibt. Beispielhaft hat dies Paulus auf dem Areopag in Athen verkündet (vgl. Apg 17. 22-32), auch wenn er die Erfahrung machte, dass nur wenige sich der christlichen Botschaft Jesu zuwandten. Aber das leere Grab Jesu ist nicht nur eine Angelegenheit der glaubenden Christen, es ist ein objektives Faktum. Und die Zuverlässigkeit der Osterbotschaft zeigt sich auch darin, dass die meisten der Erstzeugen der Auferstehung bereit waren, das Martyrium zu erleiden. Diese Osterbotschaft

sei die Grundlage der gesamten Dogmenentwicklung, machte Nebel deutlich. Daneben habe es auch im Lauf der Kirchengeschichte immer wieder neu entdeckte Hinweise gegeben, die die Osterbotschaft bekräftigen: etwa der Schleier von Manoppello oder das Turiner Grabtuch. In diesem Sinn forderte Nebel auch, dass die Theologie vom Glauben getragen sei, es braucht eine kniende Theologie.

Der Glaube, so P. Johannes Nebel weiter, lässt uns nicht nur sicher hoffen, dass Jesus von den Toten auferstanden ist, sondern auch, dass Gott heute eingreifen kann in das Geschehen von Welt und Kirche – er wird es auch tun, aber dann, wenn er es will. Genau das ist die wohl entscheidende Grundlage unserer Hoffnung auch angesichts mancher Erfahrungen von Sorgen und Bedrängnis: Gott ist der Herr der Welt, und er wird eingreifen, wenn er es für gut hält – und dann ist es gut.

In Maria Beinberg und am Grab von Professor Ziegenaus

Der zweite Tag der Akademie war der traditionelle Wallfahrtstag, der diesmal zunächst in die Wallfahrtskirche Maria Beinberg, nordöstlich von Augsburg führte. Hier erwartete die Teilnehmer



Pater Johannes Nebel | Gertrud Langhammer | Rektor Georg Alois Oblinger

der Akademie eine interessante Kirchenführung durch **Gertrud Langhammer**, ehemalige Schulamtsdirektorin und Verfasserin eines Führers durch die Wallfahrtskirche. Das barocke Gotteshaus ist prachtvoll ausgestattet mit den Fresken des fürstlichen Hofmalers Ignaz Baldauf. Eine Besonderheit ist ein Holzrelief, das den Tod Mariens darstellt. Das Besondere: Maria liegt nicht, sondern sie sitzt im Kreis der Apostel.

Im Anschluss an die Führung feierte Pfarrer Wolfgang Tschuschke aus Bamberg mit den Wallfahrern in der Kirche noch eine Marienandacht. Anschließend kam noch der Pfarrer der Pfarreiengemeinschaft Aresing, zu der Maria Beinberg gehört, Biju Merryvilla, um die Pilgergruppe zu begrüßen.

Von Maria Beinberg ging es weiter in den Ort Schiltberg zum Grab von Prof. Anton Ziegenaus, der viele Jahre lang die Sommerakademie leitete. Hier versammelten sich die Teilnehmer zu einem gemeinsamen Gebet und in Gesprächen untereinander wurden viele Erinnerungen an den Augsburger Theologieprofessor wach, der neben der Leitung der Akademie auch eine große Zahl von Pilgerfahrten begleitetet, an denen Besucher der Sommerakademie teilgenommen hatten.

Heiliges Jahr und Jubiläumsablass

Von Schiltberg ging es weiter nach Marienfried, wo der Rektor der Gebetsstätte und Leiter der Akademie **Georg Alois Oblinger** mit den Teilnehmern eine heilige Messe zur Gottesmutter feierte. Dem schloss sich ein Vortrag des Verlegers und theologischen Re-

ferenten im Bistum Augsburg, **Peter Christoph Düren**, zum Heiligen Jahr 2025 an. In seinem umfassenden Referat nahm Düren unter anderem die Ablasspraxis, die für das Heilige Jahr von großer Bedeutung ist, in den Blick und zeigte den Sinn dieses oft missverstandenen Angebotes der Kirche auf. Im Grunde geht es beim Ablass um die sogenannten „zeitlichen Sündenstrafen“, die wir Menschen abbüßen müssen, um reif für den Himmel zu werden – konkret ist damit das Fegefeuer gemeint, der Reinigungsort der Seele, der der Anschauung Gottes oft vorausgehen muss. Durch einen Ablass kann die Zeit im Fegefeuer verkürzt (unvollkommener Ablass) oder gar aufgehoben werden (vollkommener Ablass). Gerade das Heilige Jahr bietet die Chance zu einem vollkommenen Ablass, wozu verschiedene Handlungen notwendig sind. Zentral für die Gewinnung des Ablasses ist natürlich die Reue, das bewusste „Nein“ zur Sünde, und die Bereitschaft, nach den Geboten Gottes zu leben. Demzufolge ist auch die Beichte notwendig, ebenso der Empfang der Eucharistie. Schließlich muss ein Gebet in Anliegen des Heiligen Vaters für den vollkommenen Ablass gesprochen werden.

In Rom ist der vollkommene Ablass zu gewinnen durch den Besuch einer der vier großen päpstlichen Basiliken: Sankt Peter mit dem Petrusgrab, St. Paul vor den Mauern mit dem Paulusgrab, die Lateranbasilika oder die Marienkirche Santa Maria Maggiore, jeweils mit Besuch einer heiligen Messe oder einer anderen Wort-Gottes-Feier. Möglich ist auch der Besuch anderer bestimmter Kirchen in Rom.

Ebenfalls gehört dazu die Bereitschaft, das christliche Leben zu ver-

tiefen, so durch Werke der Barmherzigkeit und der Buße oder den Verzicht auf sinnlose Ablenkungen oder durch eine Geldspende.

Auch wer keine Gelegenheit hat, nach Rom zu pilgern, kann den vollkommenen Ablass erlangen durch eine Wallfahrt zur bischöflichen Kathedrale oder eine Wallfahrtskirche in der Nähe und dann auch durch den Empfang des Bußsakraments und das vertiefte Glaubensleben, etwa durch Werke der Barmherzigkeit.

Fremdlinge mit Blick auf die wahre Heimat

Gestärkt von der Wallfahrt, dem lebendigen Gedenken an den verstorbenen Prof. Ziegenaus, was für den Christen immer von der Hoffnung auf ein Wiedersehen in der Ewigkeit getragen ist, von der Marienmesse in Marienfried und den Impulsen zum Heiligen Jahr und der Gewinnung des Ablasses begann der nächste Tag der Akademie mit einer heiligen Messe zum Fest des heiligen Antonius von Padua, der Pfarrer Rudolf Nussbaumer aus Steinen im Schweizer Kanton Schwyz vorstand.

Dem folgten an diesem Tag vier interessante Referate, die aus ganz unterschiedlichen Perspektiven die Themen Pilgern und Hoffen ansprachen. Den Anfang machte der Vortrag von **Prof. Marius Reiser**. Der Exeget und Altphilologe befasste sich mit der Hoffnung in der Welt der Bibel, und welche Bedeutung dies für unser christliches Leben heute haben kann. Dabei stellte er heraus, dass die Hoffnung der ersten Christen eindeutig immer auf den Himmel, also die Ewigkeit gerichtet ist. Basis dieser Hoffnung ist der Glaube, der



Peter Christoph Düren | Prof. Marius Reiser

keine bloße Spekulation ist, sondern sich auf Fakten stützt, nämlich die Auferstehung Jesu Christi, an der die ersten Christen nicht rüttelten. Durch diese eschatologische Hoffnung unterscheidet sich der christliche Glaube von der heidnischen Umwelt und auch von dem frühen Judentum, wo es in den Psalmen zwar eine Hoffnung auf das Handeln Gottes gibt, diese aber nicht über den Tod hinaus geht. Dieses eschatologische Element kam erst mit der Weisheitsliteratur im späten Judentum.

Ausführlich und anschaulich zeigt diese eschatologische Hoffnung im Neuen Testament der Erste Petrusbrief. Die Christen sind Fremdlinge in der Welt, sie haben Heimat anderswo, nämlich bei Gott. Und in diesen zwei Welten bewegen sie sich. Entscheidend ist es, Gott im Herzen heilig zu halten und wer dies tut, der braucht keine Angst zu haben vor Verfolgung und Tod in der irdischen Welt. So brauchen die Christen sich nicht verwirren zu lassen und können und sollen jederzeit bereit sein, Verantwortung zu übernehmen gegenüber jedem, der Rechenschaft verlangt über ihre Hoffnung.

Gerade diese zentrale Hoffnung aber braucht die Welt heute mehr denn je, allerdings – so beklagte Reiser – ist in der kirchlichen Verkündigung kaum die Rede davon. So machte der Referent deutlich: „Der Weg, den wir zumindest in der deutschen Kirche mehrheitlich eingeschlagen haben, ist nicht der Weg der Nachfolge Christi, sondern der Weg der Anpassung an die Welt. Wir setzen nicht anders als die uns umgebende heidnische Gesellschaft unsere Hoffnung mehr auf den Mamon als auf Gott, der die Armen selig

macht, nicht die Reichen. Da wir somit keine wirkliche Hoffnung mehr haben, hoffen wir auf Strukturreformen und dieses und jenes.“

Eine Pilgerin des Mittelalters

Der nächste Vortrag führte die Teilnehmer in das mittelalterliche Schweden. Es ging um die heilige Birgitta. Die Referentin **Ursula Maria Fehlner**, Bundesvorsitzende des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen e.V., stellte diese Heilige vor allem auch als eine Pilgerin der Hoffnung vor. Pilgern war für Birgitta etwas anderes als Wandern, es ging ihr dabei auch nicht in erster Linie darum, zu sich selbst zu kommen, was heutzutage häufig das Anliegen ist, sondern sie wollte zu einem geistlichen Ziel kommen. Sie wurde im Jahr 1303 geboren. Bereits ihr Vater war ein begeisterter Wallfahrer. Im Jahr 1338 machte Birgitta, die seit 1317 mit Ulf Gudmarsson verheiratet war, ihre erste Wallfahrt nach Trondheim, dem wichtigsten schwedischen Wallfahrtsort. Zuvor war ihr elfjähriger Sohn Gudmar gestorben. 1341 pilgerte sie in ihrem 25. Ehejahr mit ihrem Gemahl nach Santiago de Compostela. Bei dieser Wallfahrt erkrankte ihr Ehemann schwer, und entschloss sich nach seiner Genesung, Zisterziensermönch im schwedischen Kloster Alvastra zu werden. Dort starb er im Jahr 1344. Birgitta verkaufte nun ihr Eigentum und zog sich in die Nähe des Klosters zurück. Bereits in dieser Zeit bildete sie mit anderen Frauen und Priestern eine Klostergemeinschaft, die Grundlage für den späteren Birgittenorden. 1349 pilgerte sie nach Rom, um die Anerkennung des Ordens zu erwirken und 1353 nach Assisi, in

den Folgejahren dann zu anderen Wallfahrtsorten in Italien und schließlich noch kurz vor ihrem Tod ins Heilige Land. Das Leben und die Wallfahrten der Heiligen waren dabei immer wieder von Visionen begleitet, besonders traf dies auf die Heilig-Land-Wallfahrt zu, wo sie Einblicke in das Leben und Sterben Jesu bekam. 1373 starb Birgitta, fünf Jahre später wurde ihr Orden offiziell anerkannt.

Für Birgittas Leben und ebenso ihren Pilgerweg war entscheidend, sich von Gott führen zu lassen. In einem Gebet drückte sie dies so aus: „Zeige mir den Weg und mach mich willig, ihn zu gehen. Schlecht ist es zu zögern und gefährlich weiterzugehen. Erfülle du meine Sehnsucht und zeige mir den Weg.“ In dieser Haltung ging die Heilige ihren oft schwierigen Weg und hielt dabei am Vertrauen fest, dass Gottes Kraft sie trägt. So kann Birgitta von Schweden auch für uns heute Vorbild sein.

Buchstaben und Begriffe der Hoffnung

Auch ein weiterer Heiliger, der bei der Akademie vorgestellt wurde, gibt bemerkenswerte Impulse für eine Verkündigung der christlichen Hoffnung in unserer Zeit, obwohl er bereits vor mehr als 500 Jahren lebte. Es ist der heilige Pierre Fourier (1565-1640), der Gründer der Augustiner-Chorfrauen de Notre Dame, aus denen sich die Gemeinschaft der Schulschwestern von Unserer Lieben Frau in Auerbach entwickelte. Dieser sehr lebendige Orden, der immer wieder Neueintritte auch hier in Deutschland verzeichnen kann, ist im bayerischen Auerbach (Erzbistum Bamberg) angesiedelt. **Schwester**



Ursula Maria Fehlner | Schwester M. Thekla Hofer | Prof. Helmut Moll

M. Thekla Hofer aus der Gemeinschaft stellte in ihrem Referat die Gründerpersönlichkeit vor und zeigte seine Bedeutung für die Verkündigung heute, indem sie das Wort Hoffnung buchstabierte und mit neuen Begriffen versah, so H wie „Himmel“ – denn der Glaube an das ewige Leben war das Ziel der Verkündigung Fouriers.

Das O in Hoffnung steht für „Ordnung“. Religiöses Leben braucht auch Disziplin. Darum war für Fourier die Ordensregel sehr wichtig. In diesem Zusammenhang ist dann auch das G in Hoffnung für „Gehorsam“ von Bedeutung. Fourier legte großen Wert darauf, dass die Oberen in der Ordensgemeinschaft gut ausgewählt waren. Wenn sie Gehorsam einforderten, mussten sie diesen auch selbst leben. Entscheidend ist zudem, dass dieses Einfordern immer auch mit dem Ermutigen einher geht. Mut machen ist zentrale Aufgabe aller in einer verantwortlichen Position. Und – auch das war Fourier wichtig – wer andere zum Brennen für Gott bringen will, der muss auch selbst glühen.

Das N in Hoffnung verband Schwester Thekla Hofer mit dem Begriff „Nähe“. Gemeint ist sowohl die Nähe zu Gott wie auch zu den Menschen. Als Priester war es Fourier ein großes Anliegen, seine Pfarrei nicht allein zu lassen. Zu jeder Zeit wollte er für die Menschen da sein.

Das erste F von Hoffnung brachte die Referentin mit dem Begriff „Freimut“ in Verbindung. Freimut bedeutet Klarheit in der Aussage, ebenso, dass Mehrheitsmeinung und Wahrheit sich ausschließen können, und man sich dann der Wahrheit verpflichtet wissen muss. Freimut bedeutete für Fourier

auch, unter Umständen Kandidatinnen für den Ordensberuf abzulehnen. So forderte er Christuskirche ein, was auch einschließt, das Kreuz auf sich zu nehmen.

Entscheidend für christliches Leben ist dann auch der „Umkehrwille“, das U in Hoffnung. So macht es auch Sinn, den Gegner und seine Argumente ernst zu nehmen, denn er kann mit seiner Kritik sogar der beste Lehrmeister sein. Dennoch riet Fourier dazu, sich am Ende nicht auf menschliche Urteile zu verlassen, sondern auf Gott. Und die Umkehr muss wirklich aufrichtig und echt sein, sie darf nicht ein leeres Versprechen sein.

Dann riet Fourier auch, immer wieder sich auf die Vernunft zu besinnen. Das zweite N in Hoffnung steht für „Nüchternheit“. Urteile sollen mit Bedacht gefällt werden, und man soll sich nicht unter Druck setzen.

Das zweite F von Hoffnung schließlich steht für „Freundlichkeit“, die als Warmherzigkeit und Offenheit gegenüber den Menschen charakterisiert ist. In dem Sinne ist auch die Haltung der Demut wichtig und die Bereitschaft, in den geringsten Dingen Gott zu suchen.

Deutschsprachige Märtyrer im 21. Jahrhundert

Ganz in die jüngste Gegenwart führte sodann der Vortrag von **Prof. Helmut Moll**, dem Verfasser des umfassenden Deutschsprachigen Martyrologium des 20. Jahrhunderts. Bei der diesjährigen Akademie stellte Moll nun Märtyrer des 21. Jahrhunderts vor. Darunter waren nicht nur Katholiken, vielmehr berichtete der Referent gerade auch

vom Schicksal freikirchlicher Christen, die für ihr Bekenntnis zu Christus den Tod gefunden haben, so das Ehepaar Johannes und Sabine Hentschel aus Bautzen, die mit ihrem gerade einmal einjährigen Simon im Jemen von radikalen Muslimen entführt und später ermordet wurden oder die Schweizerische Missionarin Beatrice Stöckli, die als Geisel in Mali erschossen wurde.

Ebenso gehören auch katholische Missionspriester, -brüder und -schwestern aus dem deutschsprachigen Raum zu den Märtyrern des 21. Jahrhunderts, so der Südtiroler Fidei-Donum-Priester Luis Lintner, der in einer brasilianische Favela den Ärmsten der Armen half und dort erschossen wurde, der Claretinerbruder Anton Probst, der in Kamerun bei einem Überfall ermordet wurde, oder die österreichische Marianhiller Missionsschwester vom Kostbaren Blut Stefanie Tiefenbacher, die im Alter von 83 Jahren, kurz vor ihrem 65jährigen-Professjubiläum, in Südafrika ebenfalls Opfer eines Raubmordes wurde. Dass auch Opfer von Raubüberfällen als Märtyrer, also Glaubenszeugen, anerkannt werden können, begründete Moll damit, dass die Mordopfer Kassen verwalteten, die dem caritativen Dienst an der armen Bevölkerung zugutekamen und sie diese vor ihren Mördern schützten. Darüber hinaus waren diese Missionarinnen und Missionare ja auch in die gefährlichen Länder gekommen, um den Glauben zu verkündigen.

Die Schicksale all dieser Märtyrer, die Prof. Moll vorstellte, sind auch ausführlich beschrieben in einem kleinen Büchlein des Referenten, mit dem Titel „Christliche deutschsprachige Märtyrer (2000-2024)“, erschienen im Dominus-Verlag.



Pfarrer Wolfgang Tschuschke

Hoffnung und Harren in Geduld

Der letzte Tag der Akademie begann mit einem Vortrag von **Pfarrer Wolfgang Tschuschke** aus Bamberg über das Thema „Ausharren in Geduld“. Der ursprünglich evangelische Pfarrer, der nach seiner Konversion 1991 zum katholischen Priester geweiht wurde, nahm sich einer Thematik an, die ein wichtiges Mittel gegen die Hoffnungslosigkeit ist. Denn, so machte er deutlich, als Christen sollten wir gegen die Hoffnungslosigkeit kämpfen. Insofern ist das geduldige Abwarten eine wirkliche Tugend, und Pfarrer Tschuschke gab wertvolle Impulse, diese Tugend einzuüben. Eine Hilfe etwa ist das Kirchenjahr, das beispielsweise in der Fastenzeit zum geduldigen Erwarten auf Ostern, Christi Himmelfahrt und Pfingsten einlädt. Auch die Vorbereitung auf die Sakramente ist eine Geduldsübung. Und darüber hinaus werden die Initiationssakramente stufenweise gespendet: erst die Taufe, dann die Eucharistie, schließlich die Firmung. Überhaupt ist das Leben aus der Perspektive des Christen ein Weg, auf dem immer wieder Stufen beschritten werden müssen – die letzte Stufe wird in unserem irdischen Leben nicht genommen, es ist die Stufe zu Gott nach unserem Tod.

Im Hier und Jetzt jedoch müssen wir in Geduld verharren und dazu ist es wichtig, mit Gott, mit Jesus Christus, in Verbindung zu bleiben. Dazu braucht es das Sündenbekenntnis in der Beichte sowie die Askese und damit den Verzicht auf sinnlose Ablenkungen wie etwa auch auf „Social media“. Einerseits ist dies ein ständiger Kampf, gleichwohl soll man auch positiv die Nähe Gottes gerade in der Eucharistie

erfahren dürfen. Tschuschke erinnerte an das kirchliche Stufengebet aus der Messe im außerordentlichen Ritus: „Introibo ad altare Dei, ad Deum, qui laetificat juventutem meam – Zum Altare Gottes will ich treten, zu Gott, der mich erfreut von Jugend an.“ Dies kann und soll daran erinnern, dass ein geistliches Leben jung hält. So hält im Grunde der immerwährende Kampf gegen Hoffnungslosigkeit und Ungeduld den Menschen jung, auch wenn er schon körperlich alt ist.

Die Akademie endete mit einer feierlichen heiligen Messe, der Prof. Hel-

mut Moll als Hauptzelebrant vorstand, und in der auch wieder die Nähe Gottes spürbar wurde, so wie die Eucharistiefeier grundsätzlich eine Vorahnung dessen ist, was uns nach unserem Tod in der Ewigkeit erwartet.

Und eben mit einer gestärkten Hoffnung kehrte wohl nicht nur der Autor dieser Zeilen heim von der Augsburger Akademie. Besonderer Dank gilt Herrn Michael Denk, der als Organist und Dirigent alle liturgischen Feiern musikalisch gestaltet hat und entscheidend zum Gelingen dieser Tage beigetragen hat. ■



Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Pater Eduard Profittlich Verteidiger Estlands im Himmel

Es ist der 27. Juni 1941. Morgens um 2 Uhr verhaftet der NKWD in Tallinn Erzbischof Profittlich. Er bittet, noch einmal in seiner Kirche beten zu dürfen, dann wird er abgeführt. Von da an herrscht fast 50 Jahre lang Ungewissheit über sein Schicksal. Erst als Estland am 30. März 1990 erneut unabhängig wird, teilt sein Oberstes Gericht mit, dass nun Dokumente zum Tod des Verurteilten eingesehen werden können.

Der Jesuit aus dem Kreis Ahrweiler, der trotz des Wissens um die Gefahr nach der erzwungenen Eingliederung Estlands am 19. Juni 1940 in die Sowjetunion bei seinen Gläubigen sein will, schreibt, es gezieme sich, „dass der Hirte bei seiner Herde bleibt und mit ihr Freude und Leid gemeinsam trägt“.

Schon im Juni werden 15.000 Esten in russische Gefangenenlager deportiert.

Der deutsche Priester mit estnischem Pass wird 1890 in Birresdorf, Landkreis Ahrweiler, als achtetes von zehn Kindern einer Bauernfamilie geboren. Wie sein Bruder Peter will er Ordenspriester werden. 1916 wird er im Dom zu Trier zum Subdiakon geweiht. Er ist Krankenpfleger und Operationsgehilfe im Lazarett Verviers, setzt nach Ende des Krieges seine Studien fort. Am 30. August 1922 feiert er in Leimersdorf seine erste Heilige Messe.

Er meldet sich für die Russlandmission, wird zur Vorbereitung nach Krakau geschickt, schließlich als Polenseelsorger in Hamburg eingesetzt und dann nach Tallinn berufen. Hier gibt es als Folge der Reformation nur sehr wenige Katholiken. Daher wird Estland kirchenrechtlich als „besondere Apostolische Administration“ unter der Leitung des Paters eingestuft. Immer mehr Menschen

interessieren sich für seine Arbeit. Seine Predigten werden auch von Andersgläubigen gehört, sein katholisches Monatsblatt „Leben der Kirche“ wird gerne gelesen.

Schnell entstehen neue Pfarrgemeinden, zehn Priester sind da, polnische und tschechische Ordensschwwestern betreuen verschiedene Kindergärten. Der Pater erteilt in fünf Sprachen in vier verschiedenen Schulen regelmäßig Religionsunterricht, lässt Kinder in einem neu gegründeten Heim betreuen. Wegen des fehlenden einheimischen Klerus gründet er ein Konvikt, das so angesehen ist, dass auch nichtkatholische Eltern um Aufnahme ihrer Kinder bitten.

Er bemüht sich um ein Konkordat zwischen Rom und Estland und nachdem 1935 in Tallinn eine Nuntiatur errichtet ist, wird es Zeit, dem Land einen Bischof zu geben. Es ist Pater Profittlich. Er wird am 27. Dezember 1936 in der Pfarrkirche St. Peter und Paul in Tallinn durch den Apostolischen Nuntius in Estland und Lettland, Erzbischof Antonio Arata, zum Titularerzbischof ernannt.

Als 1940 die Lage immer schlimmer wird, fragt der Pater in Rom auf Drängen der Deutschen Gesandtschaft in Tallinn, ob er nach Deutschland zurückkehren müsse. Es ist nicht damit zu rechnen, dass man einen deutschstämmigen Bischof in einem militärisch so wichtigen Gebiet dulden werde. Er will bleiben, aber nur „im Gehorsam gegen[über] den Heiligen Vater, weil wir dann auch das Bewusstsein haben könnten, den Segen dieses Gehorsams zu haben.“

Dann kommt die Nacht seiner Verhaftung. In den nun zugänglichen Dokumenten liest man, dass die

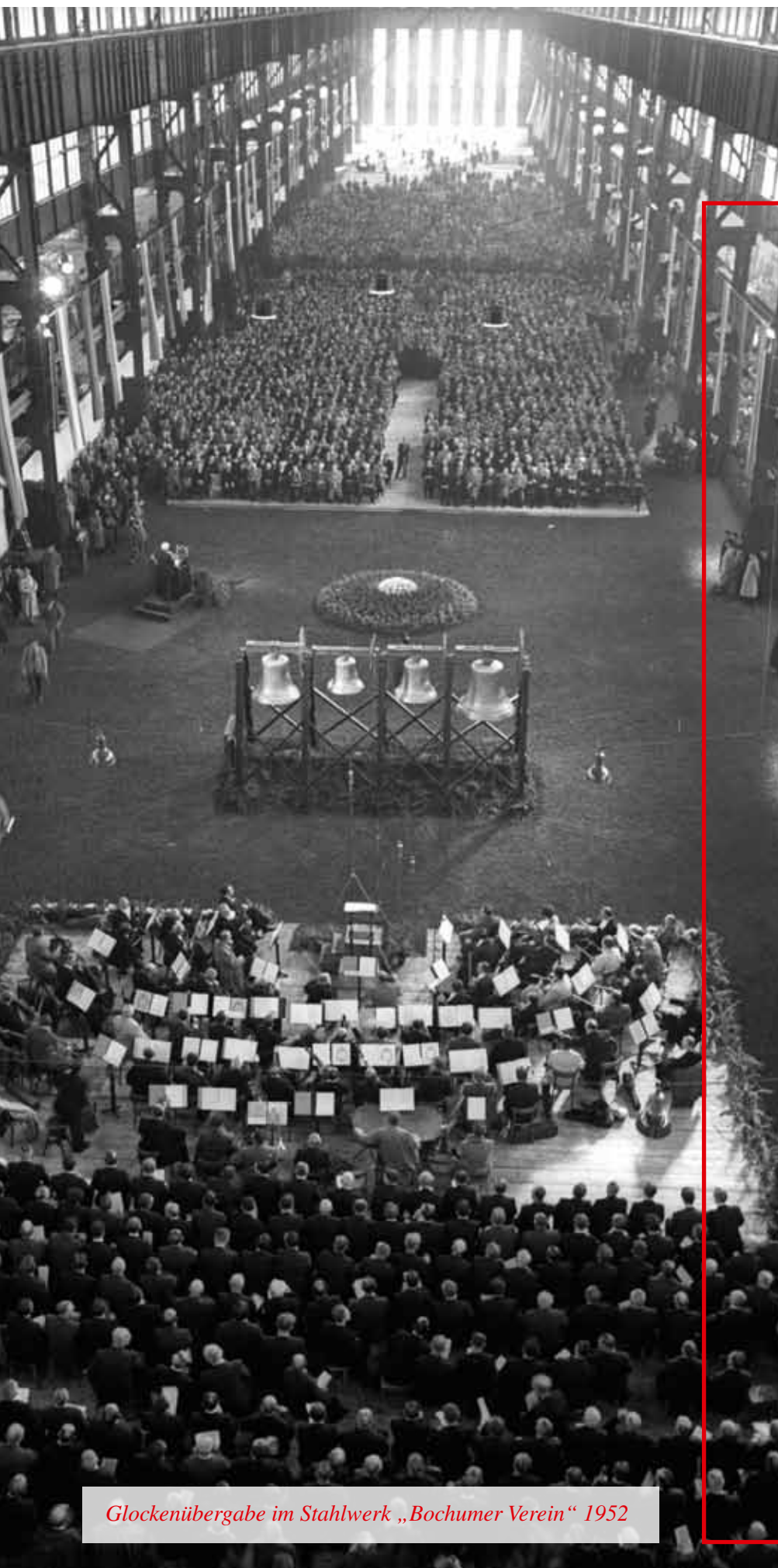
mehrständigen Verhöre größtenteils nachts erfolgten, dass er beschuldigt wurde, „antisowjetische Agitation“ betrieben zu haben, dass er die „religiösen Gefühle der Massen“ ausgenutzt, falsch über „schnelle Siege der Deutschen und Schlappen der UdSSR“ berichtet habe. Der Untersuchungsrichter will das Verfahren einstellen „weil keine Schuld vorliege“, Moskau sieht das anders. Der



Angeklagte wird zum Tod durch Erschießen verurteilt, stirbt kurz vor der Vollstreckung am 22. Februar 1942 im Gefängnis in Kirow an Entkräftung.

Nun wird er am 6. September in Tallinn seliggesprochen. Sein Wahlspruch war „Glaube und Friede“. In einer Feier auf dem Freiheitsplatz wird nach der Heiligen Messe aller Opfer der sowjetischen Deportationen gedacht.

Dr. Marge-Marie Paas, die Diözesanpostulatorin, sieht in dem Seligen, einen „Verteidiger Estlands im Himmel“. Denn der „Krieg ist wieder an den Grenzen Estlands angekommen. Wir wissen nie, wie schnell sich die Umstände ändern können.“



Glockenübergabe im Stahlwerk „Bochumer Verein“ 1952

Vor 80 Jahren wurde am 6. August 1945 durch den Abwurf der ersten Atombombe der Geschichte die Stadt Hiroshima ausgelöscht. Friedlich ist aber auch die Nachkriegszeit nicht. Politische Systeme prallen aufeinander. Blockdenken herrscht vor. Kapitalismus und Kommunismus konkurrieren. Die Berlinblockade führt beinahe zum Krieg. Wettrüsten setzt ein. Neben dem „kalten“ gibt es bald auch „heiße“ Kriege, die in Vietnam und Korea.

In dieser labilen Weltlage entwickeln Pater Hugo Enomiya-Lassalle, der den Atombombenabwurf in Hiroshima überlebt, und die deutsche Jesuitenmission in Japan die Idee einer „Gedächtniskathedrale für den Weltfrieden“. Sie soll Kirche, bald sogar Bischofskirche, und Mahnmal in einem sein. Noch bis Anfang der Fünfziger werden Informationen über den Atombombenabwurf vom 6. August 1945 vor der Weltöffentlichkeit weitgehend zurückgehalten, Berichte stark zensiert. 80.000 Todesopfer sind zu beklagen, 60.000 weitere innerhalb weniger Wochen danach. Das steinerne Totengedenkmal der Stadt beinhaltet heute eine stetig erweiterte Namensliste von etwa 300.000 Opfern.

Die Lage der isolierten Städte Hiroshima und Nagasaki bessert sich, als das japanische Parlament ein Wiederaufbauprogramm beschließt. Die Kontaminierung der Böden ist geringer als erwartet. 1949 wird Hiroshima zur „Gedenkstadt für den Frieden“ erkoren. Auf dieser Linie liegt die jesuitische Idee der Weltfriedenskirche, die unter dem Patrozinium der „Aufnahme Mariens in den Himmel“ stehen soll. Errichtet nach einem Entwurf des Architekten

Die Weltfriedenskirche in Hiroshima

Murano Togo, der behutsam ins Außergemäuer landesübliche Symbolik einbringt, wird sie nach vierjähriger Bauzeit am 6. April 1954 geweiht. Zusammen mit dem nahe gelegenen Friedensgedächtnismuseum zählt sie als erstes Nachkriegsgebäude zum „wichtigen Kulturgut“ Japans.

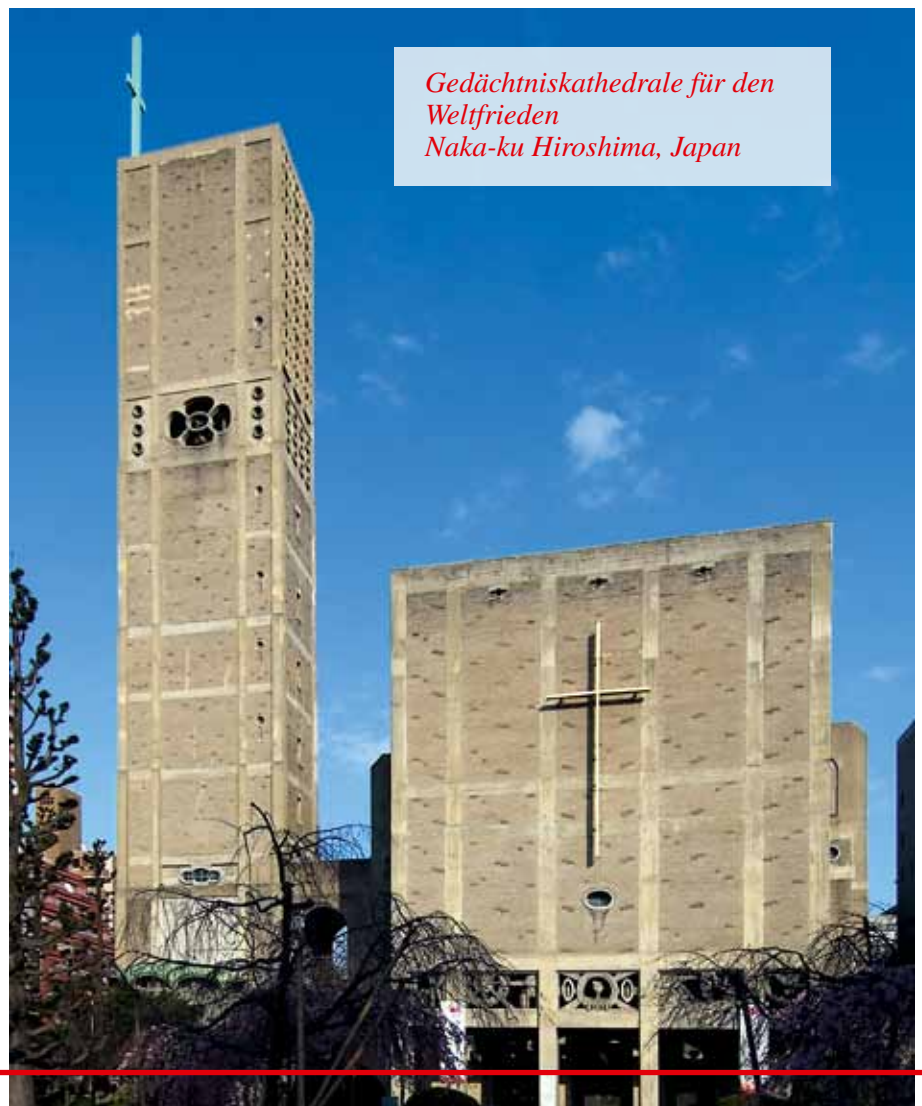
Pater Lassalle SJ, nach dem Krieg in Japan eingebürgert und als christlicher Zen-Meister bekannt, holt sich den Segen von Papst Pius XII., reist um die Welt und wirbt um Spenden für den Sakralbau. Der wird auf den Trümmern der vorherigen Pfarrkirche errichtet und bietet Platz für 2000 Menschen. Einen Großteil der Baukosten übernimmt ein vermögender US-Katholik. Gelder kamen auch von in Japan stationierten amerikanischen Soldaten. Abbitte zu leisten für das unermessliche Leid und die atomare Gewalt, mag ein Motiv gewesen sein.

Der Wunsch nach symbolischer Wiedergutmachung ist auch bei deutschen Städten, Firmen, Persönlichkeiten stark. Altötting, Telgte und Kevelaer stiften Fenster, Bayern die Kommunionbank, München die Kanzel, Aachen den Taufstein, Münster den Kreuzweg, Bonn den Tabernakel, Düsseldorf die Portalüren nach Mataré-Entwürfen, Köln die Klais-Orgel, NRW die Schmuckgitter. Bundeskanzler Adenauer stiftet ein wandhohes Altarmosaik. Es zeigt den wiederkommenden Christus. Dass der überdimensionale diagonale Lichtstrahl deutlich an den Atomblitz erinnert, ist gewagt.

Der „Bochumer Verein“ steuert die Glocken bei, vier je etwa 2,5 Tonnen schwere Stahlglocken, ein sogenanntes „Idealgeläut“. Etwa 850 kg wiegt jeder einzelne Klöppel

zusätzlich. Der Festakt der Glockenübergabe 1952 ist der größte in der Reihe der feierlichen Übergabeakte. 35.000 Menschen sind in den Werkhallen der Eisenhütte versammelt. So viele passen nicht ins heutige Ruhrstadion. Die Bochumer Spende ist nicht ganz uneigennützig, so der Bochumer Denkmalpfleger und Glockensachverständige Hans H. Hanke. Die öffentlichkeitswirksame Übergabefeier ist auch Eigenwerbung für die Stahlgussglocken aus der Ruhrstadt im attraktiven Nachkriegsglockenmarkt. Über 100000 werden in der Firmengeschichte in alle Welt verkauft.

In den ersten sechs Jahren nach Kirchweihe beten mexikanische Schwestern, Franziskanerinnen der ewigen Anbetung, für den Weltfrieden. Manche bezeichneten sie als die Spende Mexikos. Das ewige Gebet endet mangels Nachwuchses. Die Bochumer Glocken jedoch erschallen heute noch und rufen zum Frieden. Allen voran die Marienglocke „Regina Pacis“, dann die dem Petrus Canisius, dem Jesuiten und Apostel der Deutschen geweihte, schließlich die des Japan-Apostels Franz Xavier SJ und zuletzt die schwerste, die Paul Miki SJ geweihte, dem ersten Märtyrer Japans. ■



*Gedächtniskathedrale für den
Weltfrieden
Naka-ku Hiroshima, Japan*



BLUTIGE ANSCHLÄGE IN NIGERIA UND SYRIEN:

Verfolgte Christen brauchen Schutz – jetzt!

Das Hilfswerk „Kirche in Not“ erhält viele erschütternde Berichte von Attacken auf Christen. Aber die beiden Vorfälle im Juni machen besonders betroffen: Innerhalb weniger Tage wurden aus Nigeria und Syrien Anschläge gemeldet, die sich gezielt gegen Christen richteten. Insgesamt sind mehr als 200 Tote zu beklagen. Die Projektpartner von „Kirche in Not“ fordern: Es ist jetzt höchste Zeit zu handeln.

13. Juni 2025: In der Nacht von Freitag auf Samstag überfallen Milizen das Dorf Yelewata im Süden Nigerias. Sie stecken auf dem Marktplatz Notunterkünfte in Brand, in denen sich Menschen aufhalten, die vor dem Terror in anderen Regionen geflohen sind. Sie schießen wahllos auf Menschen. Am Ende sind lokalen Angaben zufolge rund 220 Menschen tot, die meisten von ihnen sind Christen. Die Angreifer versuchen, auch die St.-Josef-Kirche in Yelewata zu stürmen, wo sich hunderte weitere Flüchtlinge aufhalten. Polizei und Sicherheitskräfte können das verhindern.

Trauriger Höhepunkt einer Überfallserie

Der Anschlag ist der bislang dramatische Höhepunkt einer Überfallserie im Süden und in der Zentralregion (Middle Belt) Nigerias. Als Täter machen Beobachter Extremisten aus dem Nomaden-Stamm der Fulani verantwortlich. Der Konflikt schwelt seit Jahren: Die Fulani sind Viehhirten. Sie treiben ihre Herden aufgrund klimatischer Veränderungen auf die Felder sesshafter Bauern, von denen viele Christen sind. Es geht um Land, es geht um ethnische Konflikte, aber es geht auch gezielt gegen Christen. Bischöfe der Region stellen seit Langem fest, dass vermehrt christliche Bauern ins Visier genommen werden.

Insgesamt ist Nigeria eine der unsichersten Regionen für Christen, obwohl gut die Hälfte der Nigerianer sich zu

dieser Religion bekennen, mit regionalen Unterschieden: Der Süden ist eher christlich, der Norden eher muslimisch geprägt. Islamisten, Fulani-Milizen und kriminelle Banden verbreiten Angst und Schrecken; nirgendwo werden aktuell so viele Priester und Ordensleute entführt wie in Nigeria.

„Ich bleibe hier“

„Kirche in Not“ hat mit dem Pfarrer am Anschlagort gesprochen. Der Priester Ukuma Jonathan Angbianbee hat den Anschlag in seinem Pfarrhaus überlebt, wo sich ebenfalls Flüchtlingsfamilien aufhielten. „Als wir die Schüsse hörten, haben wir uns im Haus auf den Boden geworfen“, berichtete Angbianbee. Glücklicherweise sei dort niemand zu Schaden gekommen.

Nach dem Anschlag sind tausende Menschen aus Yelewata geflüchtet. Für den Priester aber steht fest: „Ich bleibe hier.“ Schon am Sonntag nach dem Überfall hat er in seiner Pfarrkirche die heilige Messe gefeiert, es kamen aber nur 20 Menschen. Doch Pfarrer Angbianbee weiß: „Viele der Menschen, die jetzt auf verschiedene Dörfer verstreut sind, sehnen sich danach, zurückzukehren und ihr Leben neu zu beginnen.“ Die Überlebenden bräuchten jetzt dringend Hilfe – und mehr Sicherheit: Mehr Militär sei nötig, ebenso eine konsequente Strafverfolgung: „Wir hoffen, dass die Regierung das Problem an der Wurzel packen wird. Sie hat angekündigt, die Täter strafrechtlich zu ahnden“, sagt der Pfarrer.

Lange hat die Regierung dem Treiben der Extremisten hilflos und tatenlos zugeschaut. Jetzt beginnt sich das etwas zu ändern. Auch unter gemäßigten Fulani wächst die Wut auf die Täter. Hilfe aus dem Ausland sei weiterhin dringend nötig – und mehr Aufmerksamkeit, betont der Pfarrer.



Eine Frau, die vor einem Fulaniangriff in Nigeria geflüchtet ist



Pater Fadi Azar besucht eine pflegebedürftige Christin



Ein bewaffneter Fulani



Eine christliche syrische Familie

Ein Selbstmordanschlag erschüttert Syrien

Sonntag, 22. Juni: Abendgottesdienst in der griechisch-orthodoxen Mar-Elias-Kirche in Dweila, einem Stadtteil der syrischen Hauptstadt Damaskus. Gegen 18:40 Uhr feuert ein Attentäter auf die Gläubigen und sprengt sich dann in die Luft. Behörden sprechen mittlerweile von bis zu 30 Toten und über 50 Verletzten. Zwei Tage später bekennt sich die sunnitische extremistische Gruppe Saraya Ansar al-Sunna zum Anschlag, die dem „Islamischen Staat“ (IS) nahesteht.

Kurz nach der Tat meldet sich Pater Fadi Azar bei „Kirche in Not“. Der Franziskaner lebt heute in der Hafenstadt Latakia, war aber lange in Damaskus tätig. Die Stimmung unter den Christen beschreibt er so: „Wir fühlen uns allein. Wir bitten um Interventionen des Westens, des Vatikans, der Europäischen Union“.

Der Ordensmann kritisierte, dass Übergriffe auf Christen oft von Seiten der Politik verharmlost würden. Gespräche der Kirchen mit staatlichen Stellen endeten oft mit der Aussage, es handle sich um „Einzelfälle“. Doch der Anschlag auf die Kirche in Damaskus habe das ganze Land erschüttert. „Die Christen in Syrien leiden sehr. Wir wollen nur Gerechtigkeit – nichts weiter. Christen haben das Recht, in einem sicheren Land zu leben, zur Kirche zu gehen und in Frieden zu beten“, sagte der Franziskaner.

Seit dem Machtwechsel in Syrien Ende 2024 sei die Sicherheitslage instabiler geworden – nicht nur für die Christen. Der Projektpartner erinnerte an das Massaker an Mitgliedern der muslimischen Religionsgemeinschaft der Alawiten in der Region um Latakia vergangenen März mit über 1300 Toten, wie die Syrische Beobachtungsstelle für Menschenrechte berichtet. Nicht nur die

Christen in Syrien hätten Angst vor Gewalt, berichtete Pater Fadi: „Auch die Alawiten, die Drusen ... es ist eine Verfolgung.“

Droht ein neuer Bürgerkrieg?

Die islamistischen Gruppen seien eine Gefahr für die religiösen Minderheiten Syriens, aber auch für die gemäßigten Muslime, betonte der Ordensmann: „Diese Gruppen wollen keinen zivilen Staat, sondern ein fanatisches islamistisches Regime.“ Beobachter sehen die reale Gefahr eines neuen Bürgerkriegs in Syrien.

Unter den wenigen im Land verbliebenen Christen machten sich nun erneut Fluchtgedanken breit, berichtete Pater Fadi: „Die Leute sagen mir: »Wir wollen nur noch fliehen. Wir haben Angst um unser Leben, um die Zukunft unserer Kinder.«“ Die Zahl der Christen in Syrien liegt lokalen Schätzungen zufolge heute bei etwa 250 000, das sind nur noch etwas mehr als ein Prozent der Bevölkerung. Vor Beginn des Bürgerkriegs in Syrien im Jahr 2011 waren es noch 1,5 Millionen. ○

Ob in Syrien oder Nigeria: Die Lebensgefahr für Christen steigt. Die Folge sind Flucht und weiteres Elend. Verfolgte Christen brauchen jetzt unsere Hilfe!

Unterstützen Sie die Projekte von „Kirche in Not“ für verfolgte Christen in Nigeria, Syrien und weltweit mit Ihrer Spende:

www.spendenhut.de oder auf folgendes Konto:

Empfänger: KIRCHE IN NOT

LIGA Bank München

IBAN: DE63 7509 0300 0002 1520 02

BIC: GENODEF1M05



Zerstörte Häuser nach einer Fulaniattacke



Zerstörungen im Innenraum der Mar-Elias-Kirche in Damaskus nach dem Selbstmordanschlag



Nachrichten von Pater Mathias Brand msp

Cusco, 1. Juli 2025

Wir stehen vor einer historischen Begebenheit, die uns mit Hoffnung erfüllt: der Wahl von Papst Leo XIV., bürgerlich: Robert Francis Prevost OSA. Die große Überraschung ist, dass er nicht nur die Staatsbürgerschaft der Vereinigten Staaten besitzt, sondern seit 2015 auch die Staatsbürgerschaft Perus. Erstaunlicherweise gehören Papst Leo XIV. und unser Gründer Pater Giovanni Salerno demselben Orden und demselben Zweig der Augustiner an.



Unter den Augustinern gibt es O.S.A. (offiziell gegründet 1244), was bedeutet: „Ordo Sancti Augustini“, dann den Orden der Augustiner Regularkanoniker, die Rekollekten (1588) und die Unbeschuhten Augustiner (16. Jahrhundert). Sowohl Pater Giovanni als auch Pater Prevost stammen aus dem Augustiner-O.S.A.

Es heißt, dass der Papst als Professor für Mathematik ein Stipendium an der berühmten Harvard-Universität ablehnte, das ihm eine lukrative Zukunft ermöglicht hätte, um sich dem missionarischen Leben unter den Armen zu widmen.



P. Giovanni kam 1968 nach Peru, Pater Prevost 1985. Der „Leuchtende Pfad“ war eine terroristische Organisation in Peru und in den Jahren 1980 bis 1992 sehr aktiv. Mindestens 20 Priester und Ordensleute wurden in diesen Jahren ermordet. Pater Giovanni selbst war mehrere Jahre lang vom Tod bedroht. Sie erlebten also beide diese schrecklichen Jahre von Peru.

Da sie vom gleichen Orden waren, haben sie sich zumindest bei verschiedenen Besuchen getroffen. Beide zeichneten sich durch ihr Engagement und ihre Liebe zu den Armen aus. Beide zogen zu Pferde

in die entlegensten Gebiete, sprachen zumindest zum Teil die peruanische Eingeborenen-sprache Quechua und lebten in armen Dörfern.

Pater Prevost, als Generaloberer, unterzeichnete das Dekret, in dem Pater Giovanni aufgefordert wurde, den Orden im Jahr 2000 zu verlassen, um sich den Dienern der Armen zu widmen. Zum Tod von P. Giovanni sprach er sein Beileid aus.

Vor seiner Berufung nach Rom, als er noch Bischof von Chiclayo war, hielt er uns über das Internet einen Vortrag über das kanonische Recht, das heißt, er kennt uns und unsere Gemeinschaft.

Unser neu gewählter Papst drückte seine Liebe zu Peru in einfachen, aber tiefgreifenden Worten aus. In seiner ersten Rede als Papst erinnerte er sich mit Ergriffenheit an seine „geliebte Diözese Chiclayo, Peru“, und drückte seine Dankbarkeit und Zuneigung für das peruanische Volk aus.

„Heute ist es mehr denn je notwendig, unseren Glauben authentisch zu leben, an der Seite der Bedürftigsten zu gehen und Werkzeuge des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt zu sein.“ Papst Leo XIV.

Ich möchte diesen Bericht auch dem Dank für die erhaltenen Lebensmittel-Hilfen für unsere kath. Gemeinden auf Kuba widmen, und mehrere der Begünstigten vorstellen: Taillefer und Eliecer Sarriá Sánchez sind zwei Brüder, die alleine leben, ohne Arbeit, weil sie beide krank sind. Taillefer erlitt vor einigen Jahren einen Schlaganfall, der seine rechte Seite lähmte. Eliecer hat eine komplizierte Diabetes-erkrankung, die seine Nieren ernsthaft beeinträchtigt hat. Es sollte dreimal pro Woche dialysiert werden. Sie haben



keine Hilfe von anderen Verwandten. Mit dem, was sie an Sozialhilfe erhalten (je 4 Euro im Monat), können sie nicht einmal die Ernährung decken.

Das Mädchen heißt Kelin Karla. Ihre Mutter verlor sie durch einen Herzinfarkt, jetzt lebt sie bei ihren Großeltern. Der Vater ist verschwunden und lebt im Osten von Kuba (Holguín). Da die Mutter illegal arbeitete, hat Kelin keinerlei Anspruch auf staatliche Unterstützung. Inzwischen ist sie an Diabetes erkrankt und leidet an einer endokrinen Stressstörung.

Maricely wird behandelt an Brustkrebs und ist mitten in der Chemotherapie. Sie kümmert sich des Weiteren um ihre Mutter, die ebenfalls an Krebs erkrankt ist und ihre jüngste Tochter, die an einer chronischen Krankheit leidet, wodurch ihr Körper viele Nährstoffe erst gar nicht aufnehmen kann und somit ihre Entwicklung gehemmt wird. Sie müsste daher sehr nahrhaftes Essen zu sich nehmen. Maricely hat ihren Mann, der sie unterstützt.

Während meiner Zeit in Kuba hatte ich daher Kaninchen gezüchtet, um ihre Ernährung zu verbessern. Maricely sagt: „Ein ewiger Dank an jeden von Ihnen

für die große Hilfe, die Sie uns in dieser schwierigen Zeit senden.“

Iran, ein großer Freund von Pater Mathias und Pflanzenliebhaber, der gerade den Tod seiner Frau erlitten hat und keine nahen Verwandten hat, nur noch eine Schwester, die seit Jahren psychisch krank ist. Er sagt: „*Ich bin den Menschen, die uns in diesen schweren Zeiten voller Nöte mit diesen Lebensmitteln helfen, sehr, sehr dankbar.*“

Ernesto saß schon in jungen Jahren im Rollstuhl und konnte nicht gehen. Er widmet sich dem Reparieren von Regenschirmen, um zu überleben. Er kümmert sich um seine Mutter, die nun bettlägerig ist. Er sagt: „*Ich habe keine Worte, um für all das Essen zu danken, das uns gegeben wurde. Wir hatten gar nichts mehr, da ist aus dem Nichts diese kostbare Hilfe aufgetaucht.*“

Kuba durchlebt eine Zeit des großen Elends. Am meisten leiden die Menschen, wenn sie nichts haben, was sie ihren Kindern zu essen geben können. Die Dankbarkeit für alle Lebensmittelspenden ist sehr groß. Die Unterstützung wird empfangen wie ein Licht in der Dunkelheit.

**„Vielen herzlichen Dank.“
Viele Grüße und Gottes Segen**



Spendeninformation:

Wer schnell und unbürokratisch helfen will, kann mir eine Geldspende überweisen, die ausschliesslich dafür verwendet wird, Grundnahrungsmittel direkt vor Ort in Kuba zu kaufen, die dann an die notleidende Bevölkerung verteilt wird. Die Kontodaten hierfür lauten wie folgt: Betreff: KUBA + (eigene Mailadresse) Kontoinhaber: Allenspach Stefanie IBAN: DE21 5086 3513 0004 8484 70 (Raiffeisen-Volksbank Miltenberg). Es kann leider keine Spendenbescheinigung ausgestellt werden. Gerne stehe ich für weitere Informationen zur Verfügung, ebenso können Sie über mich den Rundbrief von P. Mathias Brand msp bestellen.

Herzliche Grüße Steffi Allenspach (Schwester von Pater Mathias)
E-Mail: allenspachstefanie@gmail.com

Zum Rücktritt von Bischof Hanke

„Bischof Gregor Maria Hanke tritt am Sonntag, dem 8. Juni 2025, auf eigenen Wunsch in den frühzeitigen Ruhestand und legt sein Amt als Bischof von Eichstätt nieder ... »Am Pfingstsonntag lege ich mein Amt als Bischof in die Hände des Heiligen Vaters zurück«“.

Die Begründung des Rücktritts: „Meine Entscheidung hat eine längere Vorgeschichte, die von einem geistlichen Ringen begleitet war ... Nach über 30 Jahren in Leitungsverantwortung – 13 Jahre als Abt von Plankstetten und fast 19 Jahre als Bischof – »loszulassen« und in die Seelsorge zurückzukehren ... als Priester und geistlicher Begleiter nicht mehr als Entscheidungsträger ... Die Herausforderungen und Krisen – darunter Missbrauchsfälle, Konflikte der Universitätsleitung sowie der Finanzskandal: »Ich will nicht verhehlen, dass ich nach den vielen Herausforderungen, Skandalen und ungelösten Konflikten eine innere Ermüdung spüre«“. Weiter Hanke: „Erneuerung bedeutet lt. Papst Franziskus, aus der Frische des Evangeliums zu leben. Er sprach vom Biss des Evangeliums, der spürbar sein soll“.

„Bischof em. Hanke wird nun in die Seelsorge zurückkehren – als einfacher Pater Gregor. »Die Sehnsucht, den Herzschlag der Kirche zu spüren, bewegt mich«.“ Bischof Hanke möchte „wieder direkt mit Menschen arbeiten, sie in Glaubensfragen begleiten und auf die Sakramente vorbereiten: »Als Seelsorger den Menschen nahe zu sein, – das möchte ich in den verbleibenden, hoffentlich rüstigen Jahren meines Lebens als Pater Gregor verwirklichen, ehe ich später in meine klösterliche Gemeinschaft zurückkehre« ... »Unbeschadet meiner Bischofsweihe möchte ich in Zukunft keine Pontifikalien und Insignien mehr tragen, noch Pontifikalfunktionen wahrnehmen« ... (Quelle: mobile.kath.net/news/87698)

Kommentierung:

Der Rücktritt von Bischof Hanke hat sicher – wenn auch nicht ausgesprochen – mit der Tätigkeit im „Synodalen Prozess“ zu tun. Bischof

Auf dem Prüfstand

Hanke hat auch den letzten Brief an den Papst Franziskus unterschrieben, den vier Bischöfe dem Papst übermittelt haben und in dem sie zum Ausdruck bringen, dass sie sich an dem „Synodalen Prozess“ nicht beteiligen werden.

Der Rücktritt von Bischof Hanke erinnert auch an die wiederholten Rücktrittsgesuche des Kurienkardinals Joseph Ratzinger an Johannes Paul II., die dieser nicht angenommen hat. Kardinal Joseph Ratzinger arbeitete weiter, weil er den Papst nicht im Stich lassen wollte. Als nach dem Tod von Johannes Paul II. in der Sedisvakanz die Entscheidung für den Nachfolger auf Kardinal Ratzinger zulief, hat er, wie er später erzählte, den Herrn gebeten, das nicht zuzulassen. Denn er hatte keinen anderen Wunsch, als in seinem Haus in Pentling, seine letzten Jahre zu verbringen. Der Herr nahm seine Bitte nicht an. Benedikt XVI. opferte sich noch einmal acht Jahre als Papst im Dienst der Kirche auf. Als er sich dann zur Abdankung durchrang, haben das beste Freunde von ihm, wie Kardinal Meisner oder der Erzbischof Gänswein nicht verstanden. Sie haben sich an das Diktum von Johannes Paul II. erinnert: „Man steigt vom Kreuz nicht herunter“. Auch bei den Freunden von Bischof Hanke mag dieses Verständnis mitschwingen.

Hubert Gindert

Allgemeine Ratlosigkeit

Ein Katholik lebt in Deutschland derzeit in zwei Lebenswelten: Die eine, in der Zusammenkünfte, Kongresse, wie sie sich auch nennen, in

Gottesdiensten, Referaten, katholisch ablaufen und in der anderen, in der fast alle Bischöfe und das Zentralkomitee der Katholiken (ZdK), die Kirche mit seinen Beschlüssen aus der katholischen Welt hinausführen will.

Der neue Papst Leo XIV. wird beobachtet und es wird abgewartet, was er zum o.a. Unterfangen sagen wird. Es ist wie Michael Winter (Konradsblatt 25 – 2025, S. 13) schreibt: „Jeder nach seinem Bild“. Winter konkretisiert: „So interpretieren traditionell orientierte Katholiken bspw. die Tatsache, dass Leo bei seinem ersten Auftritt wieder die Mozetta trug und wieder im apostolischen Palast wohnen wird ... Bischof Bätzing sagt, Leo XIV. sei »Einheit nicht Einheit«, sondern ein harmonisches Miteinander der Verschiedenheiten“. Irme Stetter-Karp, Präsidentin des ZdK, meint „dass es vom neuen Papst Rückenwind für die Reformbewegung der Kirche in Deutschland geben wird“. „Das, obwohl Robert F. Prevost noch 2024 einen Brief unterzeichnete, in dem Rom der Etablierung eines »Synodalen Rates« der Kirche in Deutschland erneut eine Absage erteilte“. Winter fasst zusammen: „Jeder schafft ihn (Leo XIV.) nach seinem Bild“. Er schließt daraus: „Dass für Leo die Einheit der Kirche ein zentrales Anliegen ist“ ... Selbst wenn es so ist, gehören dazu zwei: Der Papst und die Organisatoren des „Synodalen Prozesses“. Leo XIV. hat zum „Synodalen Prozess“ als Papst noch nichts gesagt. Er sagte nur, er sei für die „Synodalität“. Aber dafür sind (fast) alle. Ob sie darunter dasselbe verstehen, hat Kardinal Koch bezweifelt.

Warum sind die Erwartungsvollen nicht bereit, das als Aufgabe des Nachfolgers des Heiligen Petrus anzunehmen, was der Katechismus der katholischen Kirche (KKK) sagt in Ziff. 881: „Der Herr hat einzig Simon, dem er den Namen Petrus gab, zum Felsen seiner Kirche gemacht. Er hat Petrus die Schlüssel der Kirche übergeben und ihn zum Hirten der ganzen Herde bestellt. »Es steht aber fest, dass jenes Amt des Bindens und LöSENS, das Petrus gegeben wurde, auch dem mit seinem Haupt verbundenen Apostelkollegium zugeteilt worden ist« (LG 22). »Der römische Bischof hat kraft

seines Amtes, nämlich des Stellvertreters Christi und des Hirten der ganzen Kirche, die volle, höchste und allgemeine Vollmacht über die Kirche, die er immer frei ausüben kann“ (LG 22).

... „Hüten wir uns davor, die Gesamtkirche aufzufassen als die Summe oder gleichsam einen mehr oder weniger lockeren Zusammenschluss von wesentlich verschiedenen Teilkirchen“ Ziff. 835

Leo XIV. macht auf mich in seinem Auftreten einen konzentrierten und angespannten Eindruck. Da fehlt ein billiges Zulächeln für jedermann. Ich denke, er weiß, was Gott von ihm erwartet in seiner Tätigkeit für eine Kirche mit 1,4 Mrd. Mitglieder. Das ist so viel mehr als die inzwischen auf 19 Mio. Mitglieder herabgerutschte Zahl von Katholiken in Deutschland. Leo XIV. spricht die geistliche Kraft der Kirche an, die besonders in Westeuropa nachgelassen hat. Auch die Katholiken, denen die Existenz des Glaubens ein Anliegen ist, haben kein Patentrezept, wie die Kraft des Evangeliums wieder neues Leben wecken kann. Zunächst trauen sie sich nicht auf den Balkon, wie die Jünger am ersten Pfingstfest. Die „katholischen“ Medien“ hüllen sich eher in Schweigen. Die einen, weil sie schon immer für den „Synodalen Prozess“ waren. Das sind die Leute des „katholischen Nachrichtenmagazins“ (KNA) und die Vertreter der „katholischen“ Laienorganisationen mit den Vertretern der nachkonziliaren Laienräte (Diözesanräte).

Die kleinen Gruppen, von denen Papst Benedikt XVI. als aktive Katholiken der Restkirche in Westeuropa sprach, haben außer bei Radio Horeb, EWTN, kath.net und K-TV keine durchdringende Stimme.

Einen klaren Blick haben jene, die sich am Wort Jesu ausrichten. Er hat seine Mission bei den Menschen begonnen mit: „Denkt um“, „kehrt um“ und glaubt an das Evangelium. Dafür haben sich diese Katholiken Kernsätze und eine persönliche Beziehung zu Gott bewahrt. Aus ihr schöpfen sie die Kraft, weil man mit Gott immer sprechen kann. Aus der biblischen Botschaft ziehen sie ihren eisernen Vorrat. Dazu zählen u.a.: ... „Auch ich verurteile dich nicht. Gehe hin und sündige nicht mehr!“ Der Realismus Jesu wird

richtig gedeutet: „Als die Jünger den Herrn fragten, wer kann da noch gerettet werden?“ antwortete der Herr: „Breit ist der Weg, der ins Verderben führt und viele beschreiten ihn, schmal ist der Weg, der nach oben führt, wenige gehen ihn“ (Mt 7,13-14). Vom Vater Gott haben sie das Bild, der Ausschau hält nach dem verlorenen Sohn. Als er ihn sieht, läuft er ihm entgegen und gibt ihm seine Würde zurück. Schließlich antwortet der erste Papst Petrus auf die dritte Frage des Herrn: „Liebst du mich?“: „Herr du weißt alles, du weißt auch, dass ich dich liebe“.

Jesus will die Freiheit der Entscheidung, weil er den Menschen nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen hat!

Hubert Gindert

Wo liegen die wahren Probleme bei uns?

Dass die eigentlichen Ursachen nicht mehr angesprochen werden! Einige Beispiele sollen das verdeutlichen. In der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ vom 3.7.25) lautet die Überschrift auf Seite 1 „Vorschulkinder haben oft Sprachprobleme“. Der Untertitel dazu heißt: „Jedes fünfte Kind könnte dem Unterricht nicht folgen. Verpflichtende Kurse sollen helfen. Doch gibt es dafür genug Personal?“

Die Zahl bezieht sich auf 24.000 Kinder in Bayern, die im Herbst 2026 eingeschult werden. Nehmen wir die Haushalte unter die Lupe, aus denen die o.a. Schüler stammen. Rund 55% der Kinder mit Sprach- und Förderbedarf kommen „lt. Kultusministerium aus Haushalten, in denen nicht deutsch gesprochen wird. 35% haben zuhause eine gemischte Fremdsprache. Rund 10% weisen Sprachdefizite auf, obwohl ihre Familiensprache Deutsch ist.“ Das sind lt. o.a. Zahl 24.000. Erlaubt das die Artikelüberschrift „Vorschulkinder haben oft Sprachprobleme“.

Wo liegen die Probleme? Die Sprache lernt man daheim. In der Familie! Wenn 55% in Familien aufwachsen, in denen kein Wort deutsch gesprochen wird und noch einmal 35% der Kinder hinzukommen mit „gemischter Familiensprache“, die sich sprachlich und kulturell kaum

integrieren, weil dazu Sprachkenntnisse zwingend erforderlich sind. So erklären sich die o.a. Zahlen. Es werden Lösungen von der AZ gefordert, die sich zuerst innerhalb der Familie lösen lassen. Das trifft auch auf die 10% zu, deren „Familiensprache Deutsch“ ist. Es stellen sich zwei Fragen: Fehlt in den ersten Lebensjahren dieses familiäre Umfeld, insbesondere die Mutter, weil die Kinder per Smartphone oder sonstiger technischer Hilfsmittel „ruhiggestellt“ werden, obwohl die Mutter zuhause ist, oder ob Frauen abgehalten werden mit ihren Kleinkindern Zeit zu verbringen, weil die Frauen zum Lebensunterhalt beitragen müssen. Die Ausweitung durch die Kitas kann nicht am Anfang sondern muss zum Schluss kommen. In jedem Fall wird dadurch eine verfehlte Zuzugspolitik offenbar.

Am nächsten Tag (5./6. 7.) steht auf der Titelseite der AZ „Die Zukunft der Pflege? Es ist eine der drängendsten Fragen dieser Zeit. Wie gestalten wir in einer alternden Gesellschaft die Betreuung unserer Angehörigen?“

„Die drängende Frage“ wird nun 57 Jahre alt. Denn seit dem Jahr 1968 geht die Kinderzahl ständig zurück. Damit bahnt sich die demografische Katastrophe an. Es gehört keine höhere Mathematik dazu, dass sich diese Entwicklung heute auswirkt. Nur, es fehlten die eindringlich warnenden Stimmen vor dieser Entwicklung. Der Staat kann durch eine kinderfreundliche Politik dazu beitragen, dass sich Familien mit Kindern entfalten können. Eine kinderfreundliche Atmosphäre kann auch die Sozialpolitik der Kirche fördern, wenn der Mut dazu vorhanden ist. Wenn man sich den Trends in der Gesellschaft anpasst, dann unterbleibt das.

Eine katholische Wochenzeitung hat auf der Titelseite den Satz stehen „Zerrissene Gesellschaft“, im Untertitel „Wie wir das Gemeinwohl verspielen. Und wie wir es wieder entdecken können“. Bleibt die Frage, haben wir nicht auch eine zerrissene Situation in der katholischen Kirche in Deutschland und ist nicht das die Ursache vieler Kalamitäten in der Gesellschaft, weil die wahren Ursachen, um niemand wehe zu tun, nicht angesprochen werden.

Hubert Gindert

Titelbildbeschreibung



Krönung Mariens

1489/90 malte Sandro Botticelli (1445 – 1510) für San Marco in Florenz dieses Altarbild. Heute hängt es in den Uffizien.

Der obere Bildabschnitt zeigt die himmlische Sphäre: Vor einem Goldgrund krönt Gottvater Maria. Im unteren Bildabschnitt ist die irdische Sphäre zu sehen: Vor einer hügeligen Landschaft mit graublauem Hintergrund stehen vier Heilige.

Oben sitzt Gottvater. Er trägt eine Tiara und setzt segnend eine Krone auf das Haupt der vor ihm demütig sitzenden Mutter seines Sohnes. In einem Halbkreis umfliegen Cherubim und Seraphim die Krönung. Die Seraphim haben sechs Flügel (vgl. Jes 6,2). Sie sind hellrot gemalt, da sie aus Liebe zu Gott glühen. Weitere Engel umfliegen, teils Blumen streuend, die Krönungsszene.

Unten zeigen sich vier Heilige. Es sind Johannes Ev., Augustinus, Hieronymus und Eligius. Ihre Bestimmung ergibt sich aus Darstellungen unter diesem Altarbild, in der Predella. Dort zeigt sich Johannes, wie er auf Patmos die Offenbarung aufschreibt, Augustinus, wie er sich beim Schreiben ans Herz fasst, Hieronymus, wie er sich mit einem Stein an die Brust schlägt, Eligius, wie er ein Pferdebein beschlägt. Botticelli individualisiert jeden Heiligen. Der eine schreibt, der andere segnet, die dritte greift sich an die Brust und der letzte weist zum Himmel. Zwei blicken zum Himmel, einer sieht den Bildbetrachter an und der vierte schaut in sein Buch. Zusammen mit der ausgeprägten Plastizität und der feinen Malweise gehört dieses Bild zu den Meisterwerken der Renaissance.

Alois Epplé

Jahresakademie des Kardinal-von-Galen-Kreises



Frieden ist ein Werk der Gerechtigkeit

18. - 20. September 2025

im Kloster Maria Engelport, Treis-Karden/Mosel

Donnerstag, 18. September

15.30 Eröffnung / Begrüßung

16.00 Pf. Dr. Peter Mettler: Die Friedensethik in den päpstlichen Verlautbarungen von Paul VI. bis Leo XIV.

17.30 Dr. David Engels: Weltfrieden und Gottesstaat in Zeiten der Spätzivilisation: Ägypten, Rom, Iran, China und Europa im Vergleich.

Freitag, 19. September

9.30 Jan Bentz: Die iustitia generalis als Grundordnung des Gemeinwohls – eine thomistische Perspektive. Warum der Friede nicht zuerst durch Dialog, sondern durch die Tugend der allgemeinen Gerechtigkeit entsteht.

11.00 Dr. Heinz-Lothar Barth: Wie steht die katholische Kirche zum Krieg? Die antiken Quellen mit Ausblick auf die spätere Entwicklung.

15.00 P. Engelbert Recktenwald: Gerechtigkeit in Kirche, Staat und Gesellschaft: illusorisch oder unentbehrlich?

16.30 Reinhard Dörner: „Nahrungslos“, aber hungrig nach Gerechtigkeit – Die Ereignisse von Konnersreuth

Samstag, 20. September

10.00 Prof. Johannes Stöhr: Die Liebe zur Kirche und ihr Ausdruck in den verschiedenen Berufungen

11.30 Franz Kronbeck: Die abgebrochene Spitze – Über die Wirklichkeit der Seele und des Übernatürlichen und ihr Schicksal in der abendländischen Geistesgeschichte

Wer sich zur Teilnahme an der Jahresakademie anmelden möchte, wende sich bitte ausschließlich an den Kardinal-von-Galen-Kreis. Bitte kontaktieren Sie zwecks Zimmerreservierung nicht das Kloster direkt. Der Kardinal-von-Galen-Kreis übernimmt für Sie die Zimmerreservierungen im Kloster Maria Engelport und auch die Zahlungsabwicklung.

Zu diesem Zweck bieten wir in diesem Jahr Buchungspakete zu einem Pauschalpreis an. Die Preise gelten pro Person. Es besteht die Möglichkeit, den Aufenthalt im Kloster über das Ende der Akademie hinaus auf Sonntag, den 21. September 2025, auszudehnen. Dementsprechend stehen folgende Arrangements zur Auswahl:

Paket 1: € 226,00: Aufenthalt im Kloster von Donnerstag, dem 18.09., bis Samstag, den 20.09., d.h. 2 Übernachtungen und 4 Mahlzeiten + Tagungsgebühr

Paket 2: € 324,00: Aufenthalt im Kloster von Donnerstag, dem 18.09., bis Sonntag, den 21.09., d.h. 3 Übernachtungen und 6 Mahlzeiten + Tagungsgebühr

Paket 3: € 90,00: Keine Übernachtung im Kloster, aber Teilnahme an der Akademie und den gemeinsamen Mahlzeiten, d.h. 4 Mahlzeiten + Tagungsgebühr

Die Anmeldung zur Akademie inkl. verbindlicher Buchung eines der oben genannten Pakete muss bis spätestens 2 Wochen vor Beginn der Akademie erfolgen. **Der Anmeldeschluss ist also der 31. August 2025.**

Kardinal-von-Galen-Kreis e.V., Hummertsesch 8, 48282 Emsdetten,

Tel. +49 (0) 2572-9607392, E-Mail: kvgk@kvgk.de

Die Zahlung der jeweils gebuchten Pakete erfolgt an den Kardinal-von-Galen-Kreis. Die Gesamtsumme muss **VOR** Beginn der Akademie, also bis spätestens zum 31. August 2025, auf folgendes Konto überwiesen werden:

Kontoinhaber Kardinal-von Galen-Kreis, Reinhard Dörner, Bank: DaKa Münster
IBAN: DE 08 400 602 650 015 233 800 BIC: GENODEM1DKM

Ausführliche Informationen u.a. zur Anreise, Check-In, Anmeldung vor Ort, Mahlzeiten, Liturgischer Tagesablauf finden Sie unter: www.kvgk.de/programm.php
Programmänderungen vorbehalten.

Die Forderung des 129. Ärztetages in Leipzig, vorgeburtliche Kindstötungen außerhalb des Strafgesetzbuches zu behandeln, lässt erahnen, welcher Kampf uns in den nächsten Jahren bevorsteht. Umso notwendiger werden die Märsche für das Leben und das Flehen um den Heiligen Geist, der die verblendeten Herzen erleuchtet. Was sind das für Ärzte, die das Töten unschuldiger Kinder auf ihre Fahnen geschrieben haben? Man kann nur hoffen und beten, dass eine neue junge Ärztegeneration auf den Plan tritt, die das Recht auf Leben vom Anfang bis zum natürlichen Ende als selbstverständlich betrachtet, wie man es von Ärzten eigentlich erwartet. Wo Gott nicht mehr als der Herr und Schöpfer allen Lebens anerkannt wird, spielt sich der Mensch als Herr über Leben und Tod auf, wie es dem Widersacher Gottes gefällt.

*Edeltraud Kriegelmeier,
Oberbergkirchen*

DER FELS Spendenaufruf

Liebe FELS-Leser,

Bitte unterstützen Sie uns

weiterhin ausreichend finanziell.

Ein herzliches Vergelt's Gott für
Ihr Wohlwollen

Herzlichst Ihre Fels-Redaktion

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Sr. M. Thekla Hofer
Klosterweg 2, 91275 Auerbach
- Klemens Hogen-Ostlender
St.-Sebastianus-Straße 11
59955 Winterberg
- Tobias Lehner KIRCHE IN NOT/
Ostpriesterhilfe Deutschland e. V.,
Lorenzonistr. 62, 81545 München
- P. Dr. Johannes Nebel FSO
Die geistliche Familie „Das Werk“,
Thalbachgasse 10, A-6900 Bregenz
- Prof. Dr. Marius Reiser
Taunusstr. 30, 55262 Heidesheim
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Ursula Zöllner
Karlstr. 3, 63793 Aschaffenburg

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im AUGUST 2025

FÜR DAS WECHSELSEITIGE ZUSAMMENLEBEN

Beten wir, dass die Gesellschaften, in denen das Zusammenleben zunehmend schwerfällt, nicht der Versuchung der Konfrontation auf ethnischer, politischer, religiöser oder ideologischer Basis erliegen.

Maria Vesperbild

Fatimatage
Fatimapilgertage
an jedem 13. eines
Monats: 10.15 Uhr: feierl. Pilgeramt
• 11.15 Uhr: Erneuerung der Weihe
an das Unbefleckte Herz Mariens •
11.30 Uhr: Weihe von Andachtsge-
genständen in der Anbetungskapelle
• 14.50 Uhr – 15.10 Uhr: Beichtgel.
• 15.00 Uhr: Fatimagebetsstunde •
18.40 Uhr: Rosenkranz, sakr. Segen •
19.15 Uhr: Hl. Messopfer
Mehr unter www.maria-vesperbild.de



Fotonachweise:

227, 238 ChatGPT; **228** By Livioandronico2013 - Own work, CC BY-SA 4.0; **229** Alfons Zimmer; **231** Von Hans Memling, Gemeinfrei; **232** By anonymous - Kunsthistorisches Museum, Public Domain; **233** pexels lucaspezeta; **234, 235** Von Herrad von Landsberg - Hortus Deliciarum, Gemeinfrei; **237** By Jehan Bellegambe recherche.smb.museum detail 865036, Public Domain; **239-243** Sr. M. Thekla Hofer; **244** By Sandro Botticelli - Galleria Uffizi, Florencia, Italia, 2022-09-18, DD 42.jpeg, Public Domain; **245** By Johann Heiss - anagoria, Public Domain; **246** piqsels com id-frkvz; **248** mika baumeister unsplash; **249** grant whitty unsplash; **250** Hermit Saints Triptych.jpg, Gemeinfrei; **253** privat; **254** josh applegate unsplash; **255** Von Hieronymus Bosch - Web Gallery of Art: Abbild Info about artwork, Gemeinfrei; **256-259** Raymund Fobes; **260** Helmut Kusterer; **261** Gemeinfrei, commons.wikimedia; **262** Bildarchiv der Stadt Bochum; **263** By Wiii - Own work, CC BY-SA 3.0; **264, 265** oben rechts/unten links: © Kirche in Not; **265** oben links: © Catholic Secretariat of Nigeria (CSN) unten re: © Griechisch-orthodoxes Patriarchat von Antiochia; **266-267** P. Mathias Brand msp; **272** Foto: Selige Märtyrer von Dachau e.V.

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im SEPTEMBER 2025

FÜR UNSERE BEZIEHUNG ZUR GANZEN SCHÖPFUNG

Beten wir, dass wir, inspiriert vom heiligen Franziskus, unsere gegenseitige Abhängigkeit von allen Geschöpfen erfahren, die von Gott geliebt sind und Liebe und Respekt verdienen.

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, Fels e.V.,

IBAN: AT28 3400 0079 0449 2807 BIC: RZ00AT2L

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

DER FELS 4215

PVSt/Entgelt bezahlt/DPAG
Fels-Verein e.V., Auslieferung
Postfach 11 16
86912 Kaufering



Krystyn Gondek Essen aus dem Hundenapf

Der polnische Franziskanerpater Krystyn Gondek wurde im August 1940 in Wloclawek von der Gestapo verhaftet und als „polnischer Verbrecher“ ins KZ Sachsenhausen gebracht. Prügel und schwere körperliche Arbeit schwächten seine Gesundheit dort schnell. Im Dezember 1940 wurde er ins KZ Dachau deponiert. Der mitgefangene Pfarrer Wincenty Kula erinnerte sich nach dem Krieg: „Ich habe ihn sehr gut gekannt. Er war ein 30-jähriger junger Pater und stets bemüht, seine priesterliche Würde auch in dieser Umgebung zu wahren. Er war ein Mann des Gebetes, aber er konnte die Lagerbedingungen kaum ertragen. Durch die schwere körperliche Arbeit und die katastrophalen Lebensumstände war er erschöpft. Aber er betete bis zum Ende.“ Im Januar 1942 wurde angekündigt, alle Priester sollten einen neuen Beruf erlernen, da sie nie wieder in ihren Seelsorgedienst zurückkehren würden. Zwangsweise wurden sie daraufhin zu Tischlern

oder Maurern umgeschult. Letztere mussten sogleich ein Krematorium im KZ bauen. Es gab keinen Tag ohne Todesfälle. Im Winter bekam niemand trotz Frost und Schnee warme Kleidung. Im Sommer musste in der heißen Sonne gearbeitet werden.

Die Gefangenen mussten auch oft und bei jedem Wetter stundenlang auf dem Appellplatz stehen. Ihr Gewicht sank dramatisch, oft bis unter 40 Kilogramm. Hungerrationen führten dazu, dass sie gestohlene Reste aus einem der Näpfe der Wachhunde oder aus den Kaninchenkäfigen im Lager oder eine Handvoll Hafer aus dem Hühnerstall aßen. Pater Krystyn spürte, dass er das Lager nicht überleben würde. Er schrieb Briefe nach Polen mit der Bitte um Gebet für ihn, hoffte am Leben zu bleiben, aber akzeptierte den Willen Gottes. Seine Freunde versuchten, sich für seine Freilassung einzusetzen. Die mutige Mutter schrieb sogar einen Brief an Adolf Hitler.

1942 wurde Krystyn Gondek „ausgesondert“ und sollte über das „Lagerkrankenhaus“ ins Schloss Hartheim in Oberösterreich zur Tötung in der Gaskammer geschickt werden. Er verabschiedete sich mit den Worten „Ich komme nicht mehr zurück. Der HERR wartet auf mich. Ja, ich gehe zu Gott“. Aber Pater Krystyn erlebte den Transport nach Hartheim nicht mehr. Am 23. Juli 1942 ging er in die Ewigkeit ein. Er starb in der „Krankenstation“ an Hunger und Erschöpfung. Der Pater hinterließ ein Brevier, einen Rosenkranz und ein kleines Medaillon mit dem Bild der Schwarzen Madonna von Tschenstochau. Sein Leichnam wurde im Krematorium verbrannt. Seine Mutter, die ihren Sohn retten wollen, erhielt auf ihren Brief nie eine Antwort, aber die Gestapo kam daraufhin ins Haus der Familie Gondek und durchsuchte alles. Krystyn Gondek wurde 1999 von Papst Johannes Paul II. mit 107 weiteren polnischen Märtyrern des Zweiten Weltkrieges seliggesprochen.

Klemens Hogen-Ostlender